

Franz Kafkas Sprachen und Sprachlosigkeit¹

Marek Nekula

In einem Brief an Max Brod vom Juni 1921 sieht Kafka die deutschjüdische Literatur mit „der Unmöglichkeit, nicht zu schreiben, der Unmöglichkeit, deutsch zu schreiben, [und] der Unmöglichkeit, anders zu schreiben“ (BROD/KAFKA 1989: 360) konfrontiert und in dem Zusatz ergänzt er: „fast könnte man eine vierte Unmöglichkeit hinzufügen, die Unmöglichkeit zu schreiben [...]“ (ebd.). Ein besseres Zitat zum Thema Kafkas Sprachlosigkeit im literarischen wie auch im bürgerlichen Sinne ist wohl kaum zu finden, weshalb es als Ausgangspunkt der weiteren Ausführungen dienen soll.

1. Das Leben

Das rätselhafte und „kafkaesk“ paradoxe Zitat kann man aus unterschiedlichen Perspektiven lesen und interpretieren. Auch wenn es sich in diesem Zitat um das Schreiben der deutschjüdischen Schriftsteller handelt, lässt sich dabei kaum Kafkas autobiographische Kontextualisierung übersehen: Der einzige Kode, der in diesem Zitat explizit benannt wird, ist das Deutsche, und in der Tat denken wir auch bei Kafka zunächst an die deutsche Sprache, in der er erst- und zweitsozialisiert wurde, eine höhere Bildung genoss, sich zu Hause, mit Freunden sowie in der Arbeit – wenn auch nicht ausschließlich – verständigte und in der er sein literarisches Werk hinterließ. Das Deutsche ist also ein Verständigungsmittel, über das Kafka – ähnlich wie die anderen deutschjüdischen Schriftsteller seiner Zeit – in der Kommunikation in unterschiedlichen privaten und öffentlichen Domänen sicher verfügte.

¹ Die erste Version dieses Beitrags habe ich bei der Konferenz *Kafka a Čechy / Kafka und Böhmen* (2006) vorgetragen, auf die sich auch die tschechische und englische, mit dem vorliegenden Beitrag nicht identische Fassung dieses Textes bezieht (NEKULA 2007b, 2008). Teile des Textes habe ich im Rahmen der Vorträge oder Kolloquien in Wien und Rom präsentiert. Die Entstehung dieses sowie anderer Vorbereitungstexte ist der Fritz Thyssen Stiftung zu verdanken, die das Projekt *Sprache und Identität – Franz Kafka im mitteleuropäischen sprachlichen und kulturellen Kontext* (2004-2007) förderte.

Beherrschten aber Kafka und die anderen deutschjüdischen Schriftsteller Deutsch bzw. die in Böhmen oder im Habsburgerreich übliche Varietät des Deutschen wie Muttersprachler, und in der Tat schätzt Kafka Deutsch, sobald es eindeutig um ein Verständigungsmittel geht (so etwa im Brief an Milena vom Mai 1920), als seine „Muttersprache“ (KAFKA 1998: 17) ein, muss die Verneinung der „Möglichkeit, deutsch zu schreiben“ – gerade an seiner Biographie festgehalten – anders verstanden werden. So kann man bei der „Unmöglichkeit, deutsch zu schreiben“ nicht an das Deutsche als Mittel der Verständigung, sondern an die sozialsymbolische Funktion des Deutschen („durch Deutsch ein Deutscher zu werden“) denken, durch das ein nationales Kollektiv ein- und abgrenzend konstituiert wird.

Denn die Sprache ist gerade um die Jahrhundertwende mehr als ein Verständigungsmittel, sie ist auch eine Ideologie, ein Symbol des kollektiven sprachnationalen Zusammenhaltes, von dem die Anderen, so v.a. die Juden etwa mit dem Vorwand des Mäuschelns bewusst ausgeschlossen werden. Die auch in Böhmen und Prag erfolgreichen monoglossischen sprachnationalen Ideologien definieren ein nationales Kollektiv und ein auf das Kollektiv bezogene Subjekt allein über die Sprache – besser gesagt über nur eine Sprache – und verdrängen damit die anderen (die religiösen, kulturellen sowie auch die multilingualen) Identitätsangebote. So gelten die Bi- und Multilingualen, zu denen Kafka sowie viele mittel- und osteuropäische Juden zählen als nationale „Zwitter“ (vgl. weiter unten den nationalistischen Pastor und Sprachwissenschaftler Eduard Blocher), die das Sprachgefühl der Monolingualen spalteten und den nationalen Geist schwächten. Im Falle der Juden, selbst bei denen, die einen vollständigen Sprachwechsel zum Deutschen vollzogen hatten, ist im Kontext der Sprachpurismusdebatten von Ungeziefern am Körper der Muttersprache die Rede, wie dies auch Kafka durch das Bild der zappelnden Vorder- und der klebrigen Hinterbeinchen der deutschjüdischen Schriftsteller oder durch die wiederkehrende Thematisierung des Mäuschelns aufgreift.

Zu dieser Ein- und Abgrenzung gehört auch die spezifische kulturelle Verankerung der sprachlichen Kategorien und Begriffe des Deutschen und der damit konnotierten Werte, wodurch (so die Perspektive Kafkas) die Ausdrucksmöglichkeiten eingeschränkt werden, die die Sprache für die deutschjüdischen, anders kulturell verankerten bzw. entankerten Autoren bot. Kafka thematisiert diesen Aspekt in demselben Brief an Max Brod durch die

Metapher des Schriftsteller-Ungeziefers, das keinen festen Boden unter den Vorderbeinchen findet, während es mit den Hinterbeinchen an dem Judentum der Väter und damit in einem Vakuum hängen bleibt, ähnlich wie Gregor Samsa in der *Verwandlung* sich in einem Vakuum zwischen dem menschlichen Wesen (mit der Fähigkeit als Mensch zu fühlen und in sprachlichen Kategorien zu denken) und dem Tierwesen (mit der Unfähigkeit als Mensch zu kommunizieren) befindet. Kafka schärfte dieses Bild – an anderer Stelle – gar mit Blick auf konkrete Begriffe und Werte, denen er – ein Deutschjude – im Deutschen begegnet, ohne sie in Folge des Fehlens der „eigenen“ jüdischen Sprache anders ausdrücken oder denken zu können. So sind etwa Begriffe wie ‚Mutter‘, ‚Vater‘ oder ‚Familie‘ aus Kafkas Sicht in christlicher Tradition verankert und für ihn als Nichtchristen fremd. Die Deutschjuden, die keine andere – „eigene“ – Sprache und keine eigenen Ausdrücke dafür haben, werden in einem wichtigen Teil ihres Seins sprachlos, selbst wenn sie sonst über die deutsche Sprache einwandfrei verfügen:

Gestern fiel mir ein, daß ich die Mutter nur deshalb nicht immer so geliebt habe, wie sie es verdiente und wie ich es könnte, weil mich die deutsche Sprache daran gehindert hat. Die jüdische Mutter ist keine ‚Mutter‘, die Mutterbezeichnung macht sie ein wenig komisch [...] / wir geben einer jüdischen Frau den Namen deutsche Mutter, vergessen aber den Widerspruch, der desto schwerer sich ins Gefühl einsenkt, ‚Mutter‘ ist für den Juden besonders deutsch, es enthält unbewußt neben dem christlichen Glanz auch christliche Kälte, die mit Mutter benannte jüdische Frau wird daher nicht nur komisch sondern auch fremd. Mama wäre ein besserer Name, wenn man nur hinter ihm nicht ‚Mutter‘ sich vorstellte. (Tagebucheintrag vom 24. Oktober 1911; KAFKA 1990/I: 102)

Die Diagnose der „Unmöglichkeit, deutsch zu schreiben“ ist also bei Kafkas sozialem und kulturellem Hintergrund nicht überraschend und hat andere Gründe als die Diagnose der „Unmöglichkeit, anders zu schreiben“. Denn den sprachlich assimilierten Westjuden um die Jahrhundertwende fehlte in der Regel eine sprachliche Alternative zum Deutschen: die meisten von ihnen sind ohne eine eigene jüdische Sprache – d.h. ohne literarisch verwendbare Kenntnisse des Jiddischen oder Hebräischen – aufgewachsen und die, die nicht auf Deutsch, sondern etwa auf Tschechisch erst- und zweitsozialisiert wurden, sahen sich den selben Exklusionsmechanismen aus dem sprachlich definierten Nationalkörper ausgesetzt, die wir im Zusammenhang mit dem Deutschen erwähnt haben. Dies gilt selbstverständlich auch für Tschechisch (man denke an die Äußerungen Karel Havlíček Borovskýs über Siegfried Kapper), das zwar in Böhmen zu einer

Alternative des Deutschen wurde, sich von diesem aber in seiner monoglossischen sprachnationalen Ideologie nicht unterschied.

Damit ist man bei der Frage, welche anderen Codes für Kafka in Frage kämen, inwieweit er sie beherrschte, ob sie eine echte Alternative zum Deutschen darstellten und ob diese „jüdische Sprachlosigkeit“ zu überwinden war, wie auch der Frage, ob es im Hinblick auf Kafkas Sprachkompetenz einen objektiven Grund für seine Verneinung des Deutschen gegeben haben könnte.

2. Das Schreiben

Ungeachtet der Resultate, zu denen man bei der Beantwortung der gerade aufgeworfenen Fragen kommt, wird aus der Aporie zwischen „der Unmöglichkeit, nicht zu schreiben“ und „der Unmöglichkeit, zu schreiben“ deutlich, dass es sich in dem einleitenden Zitat um Literatur, um literarisches Schreiben als um Biographie handelt.

Die „Unmöglichkeit, nicht zu schreiben“ kann nun als innere Ausdrucksnotwendigkeit des Schriftstellers verstanden werden, der beim Schreiben mit seiner Schöpfung eins wird bzw. der durch das Schreiben seine Sprache und s/ein Sein findet bzw. erfindet. Das Schreiben ähnelt somit dem „Urschrei“, der nicht abbildet, sondern die Existenz selbst ist. Dieser Vorstellung des Schreibens liegt die romantische Sprach- und Kunsttheorie zugrunde, die an die nicht beliebige, nicht arbiträre „Verwachsenheit“ von Ding (Form) und Begriff, Sprache und Denken, Kunstwerk und Künstler, Sprache und Nation glaubt. Kafka nimmt diesen romantischen Glauben an die nicht arbiträre Einheit von Sprache und Denken sowie von Sprache und (nationaler) Rassenzugehörigkeit im *Bericht für eine Akademie* im ironisch aufgestellten Paradox der Rede/Nichtrede des Affenmenschen Rotpeter auseinander (vgl. GELLHAUS 2000). Durch den Satz „Das was man ist, kann man nicht ausdrücken, denn dieses ist man eben; mitteilen kann man nur das was man nicht ist, also die Lüge“ (KAFKA 1994/7: 166f.), das auf den Affenmenschen Rotpeter passt, könnte Kafka auch auf die monoglossische sprachnationale Ideologie reagieren, die einerseits von jedem Einzelnen ein sprachnationales Bekenntnis abverlangt und die andererseits im Falle der Juden dennoch die Aufnahme in ein sprachnationales Kollektiv verweigert. Durch das Paradox „mitteilen kann man nur das, was man nicht ist, also die Lüge“ setzt sich Kafka

von dem romantischen Glauben an die Einheit von Sprache und Sein ab und markiert die Kluft dazwischen als unüberwindlich.

Die Diagnose „der Unmöglichkeit, zu schreiben“ kehrt die Diagnose „der Unmöglichkeit, nicht zu schreiben“ in ein Paradox um, ähnlich wie dies im Paradox „der Unmöglichkeit, deutsch zu schreiben“ und „der Unmöglichkeit, anders zu schreiben“ geschieht. Damit steht Kafka in der Tradition der Sprachskepsis der Jahrhundertwende, die sich auf Hugo von Hofmansthal's *Brief des Lord Chandos* beruft sowie auf Friedrich Nietzsche stützt, nach dem die Sprache nicht „der adäquate Ausdruck aller Realitäten“ (NIETZSCHE 1988/I: 878) sein könne. So basiert Kafkas Zitat auf der Überzeugung, dass man mit den Bezeichnungen der Dinge nicht die Dinge selbst erreicht, sondern nur „Metaphern der Dinge, die den ursprünglichen Wesenheiten ganz und gar nicht entsprechen“, wie dies Nietzsche (ebd.: 879) formuliert oder auch Musil formulieren könnte. Das Wahre eines Dinges vermag eine Benennung allenfalls oberflächlich zu bezeichnen, nicht aber zu treffen oder zu erfassen, wie dies Schmidt (2007: 42) mit Blick auf Nietzsche feststellt. So sind die Sprachen, mit Nietzsche (1988/I: 880) gesprochen, „ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen“. Nach Schmidt (2007: 47), dem ich in diesem Absatz folge, greift Kafka – etwa in dem Nachdenken des Erzählers über die „zufälligen“ „Namen der Dinge“ und die „Nachlässigkeit“ ihrer „Benennung“ in einem Abschnitt der *Beschreibung eines Kampfes* (KAFKA 1994/5: 74, 84) – diesen Gedanken auf, „indem er die von Nietzsche problematisierte Arbitrarität des Sprachzeichens gleichsam ins poetische Bild setzt“ (SCHMIDT 2007: 47).

Im Kontext des sprachkritischen Diskurses der Jahrhundertwende, den Kafka sehr wohl kennt, verwundert nicht, dass die Sprache und die dadurch un/mögliche Benennung und Verständigung zum Motiv des Kafkaschen Schreibens wird und in die Bedeutungsstruktur seiner Erzählwerke eingeht. Die Rolle des Biographischen bei der „Unmöglichkeit, zu schreiben“, sollte man daher nicht überschätzen, da es hier ohne Zweifel in erster Linie um das literarische Benennen und Schreiben geht. So habe ich nicht von ungefähr Nietzsche, Hofmannstahl, Musil und die sprachkritische Tradition erwähnt. Es ist jedoch nicht zu leugnen, dass gerade da, wo ein Schriftsteller beim Schreiben keine „eigene“ Sprache vorfindet, sondern wo er seine Sprache und deren Begriffe erst finden bzw. erfinden muss, etwa weil man mit ihr bzw. mit ihnen nicht „organisch“ verwachsen ist, wie dies Kafka für

die deutschjüdischen Schriftsteller konstatiert, wird die Sprache – nicht nur bei einem Franz Kafka oder einem Elias Canetti – zum zentralen Motiv des Schreibens. So wird Elias Canettis Roman *Die gerettete Zunge* mit Recht als eine Sprachbiographie bezeichnet. Und so begegnet man in Kafkas Werk – wie etwa im Falle der Namen *Klamm* mit der Bedeutung „Täuschung“ und *Sordini/Sortini* im *Das Schloss* oder *Edward Jakob* anstatt *Jakob Bendelmayer* in *Der Verschollene* – Bezeichnungen, bei denen unklar ist, ob sie überhaupt jemand oder wen sie eigentlich bezeichnen, oder Bezeichnungen, bei denen unklar ist, ob dies überhaupt Bezeichnungen sind, da man sie – wie etwa bei *Odradek* in *Die Sorge des Hausvaters* – sprachlich gar nicht zuordnen kann, geschweige denn, dass man sicher sein könnte, dass sie einen Referent haben bzw. „wahr“ sind. Man denke an die „chinesische Mauer“ die keine ist und an *Eine kaiserliche Botschaft*, die keine Botschaft bringt und um deren Auslegung man vergeblich ringt. Man denke an erfundene Sprachen sowie besondere Inszenierungen von Kommunikation, die dem Umstand Rechnung tragen, dass „normale“ Benennungen nicht ohne Weiteres wahr benennen und „normale“ Kommunikation nicht ohne Weiteres ungestört funktionieren kann. *In der Strafkolonie* wird beispielsweise das Urteil in den Körper eingezeichnet, um „wahr“ zu werden und um die Verurteilung in Schrift, als Einheit von Sprache und Sein, zu vollziehen. Man denke ferner an die Sprachen, die beim Bau des babylonischen Turmes noch vor Gottes Zorn verworren wurden, oder an die ‚Nichtsprachen‘, durch die sich die Nomaden in der Erzählung *Ein altes Blatt* wie Dohlen verständigen, in der sich Araber und Schakalen unterhalten und der Affenmensch Rotpeter an eine Akademie wendet und in der Josephine singt und das Mäusevolk pfeift, und in der Gregor Samsa in der *Verwandlung* zu seiner Familie zu sprechen meint.

3. Die Sprachen

Nun möchte ich den biographisch geprägten Fragen nachgehen, welche Sprachen bei Kafka im Spiel waren, ob er eher bilingual – bedenkt man seine Ausweichstrategien im Tschechischen und die in der Germanistik immer noch verbreitete Ansichten über Kafkas angeblich erodiertes Deutsch – oder gar halblingual war und ob Kafka ähnlich wie die anderen deutschjüdischen Autoren nicht nur als Autor „sprachlos“ war.

Auf den ersten Blick ist die Antwort auf die erste Frage klar. Bei Kafka geht es um Deutsch und Tschechisch, eingeschränkt auch um Hebräisch und Jiddisch. Zumindest sind es Sprachen, in denen von ihm Texte und Textfragmente geschrieben vorliegen bzw. von denen Spuren in seinen Texten erhalten sind und die im Zusammenhang mit Kafka im Hinblick auf Herkunft und Religion in der Regel genannt werden.

Betrachten wir aber die Sprachen Franz Kafkas genauer, zeigt sich, dass ihre Zahl größer ist, sobald wir zu ihnen auch Sprachen rechnen, die er am Gymnasium – wie Latein, Griechisch oder Französisch – oder in anderen Kontexten – Englisch und Italienisch – erlernte, oder mit denen er in Kontakt kam, ohne sie aktiv zu beherrschen und zu verwenden. In der Primärsozialisation erwarb aber Kafka lediglich Deutsch und Tschechisch. Das waren die Sprachen, in denen er sich in unterschiedlichen Domänen angemessen verständigen konnte (aus der Sicht der Differenz-Hypothese vollständig bilingual), auch wenn sein Tschechisch streng genommen in einigen Details (Aspekt, Deklination der Eigennamen u.a.) aus sprachstruktureller Sicht „defizitär“ sein dürfte. Ein jüdisches Idiom beherrschte er von zu Hause auf vergleichbarem Niveau nicht. In diesem Sinne war er sprachlos, auch wenn er diese Sprachlosigkeit zu überwinden versuchte und auch wenn die „jüdischen“ Sprachen für seine jeweilige Positionierung sowie für sein Werk von grundlegender Bedeutung sind.

3.1. Latein/Griechisch

Neben Deutsch und Tschechisch setzte sich Kafka am Gymnasium mit Latein, Griechisch, klassischem Hebräisch und Französisch auseinander. Latein und Griechisch, die Sprachen des Bildungsbürgertums, gehörten zusammen mit dem Deutschen zu den obligatorischen Fächern, denen aus heutiger Perspektive eine beinahe übertriebene Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Kafka hatte Latein während des gesamten Studiums am Gymnasium, also acht Jahre lang, wöchentlich zwischen 8 und 5 Stunden (8-8-6-6-6-6-5-5). Griechisch besuchte er ab der dritten Gymnasialklasse insgesamt 6 Jahre, wöchentlich zwischen 5 und 4 Stunden (5-4-5-5-4-5) (Jahresberichte und Schulkataloge; NEKULA 2003b: 188-206). Sehen wir von Rzachs Vorlesung *Interpretation von Ciceros Rede pro Archia poeta* (NEKULA 2003b: 302), der Geschichte des römischen Rechts oder der juristischen Terminologie ab, spielten aber die klassischen Sprachen in Kafkas weiterem Leben eine eher nebensächliche Rolle.

Auf der anderen Seite lässt sich Kafkas Werk, etwa die Erzählungen *Das Schweigen der Sirenen*, *Poseidon*, *Prometheus* oder der Name „Momus“ (Momos) im Roman *Das Schloss* u.a.m., ohne die Kenntnis der antiken Mythologie, die im Rahmen des Unterrichts in klassischen Sprachen vermittelt wurde, kaum adäquat verstehen. In diesem Sinne ist die Stimme des gemeinsamen antiken Erbe in Kafkas Werk unüberhörbar, selbst wenn die toten Sprachen in seinem Schreiben als dessen Medium nicht erwachen.

3.2. Französisch

Im Unterschied zu den ‚toten‘ Sprachen war Französisch am Gymnasium nur ein relativ obligates Fach, es wurde ab der Quinta insgesamt 4 Jahre jeweils 2 Wochenstunden unterrichtet, Kafka wurde in diesem Fach mit einer Drei bewertet (Jahresberichte und Schulkataloge; NEKULA 2003b: 188-206). Im Kontakt mit dem Französischen war Kafka jedoch auch außerhalb des Schulunterrichts, und zwar einerseits im Haushalt seiner Eltern, wo seit 1902 eine „Französin“ – in Wirklichkeit eine Belgierin Celeine/Céline (Josephine) Bailly – als Erzieherin tätig war (NEKULA 2003b: 94), andererseits bei der Lektüre französischer Bücher, die er nicht nur gemeinsam mit Max Brod, sondern etwa auch mit Hedwig Weiler las:

Ich bitte, komm; gerade ehe Dein Brief kam, dachte ich daran, daß es schön wäre, wenn wir immer am Sonntag vormittag jenes französische Buch zusammen lesen würden das ich jetzt manchmal lese (ich habe jetzt sehr wenig Zeit) und das in einem frierenden und doch zerfaserten Französisch geschrieben ist, wie ich es liebe... (An Hedwig Weiler, 24. September 1907; KAFKA 1999: 65)

Es lässt sich heutzutage kaum überprüfen, inwieweit Kafka Französisch aktiv beherrschte. Denn Kafkas Selbstzweifel können ein Resultat anderer Zweifel – und zwar der eines Liebhabers – sein:

Spricht er wunderschön französisch, so ist das schon ein bedeutender Unterschied zwischen uns, und daß er mit Dir verkehren kann ist ein verdammter Unterschied. (An Hedwig Weiler, nach 9. Oktober 1907; KAFKA 1999: 73)

Jedenfalls deklariert Kafka die Kenntnis des Französischen im Brief an die Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt in Prag, den er am 30. Juni 1908 verfasst:

Der Petent ist der deutschen und böhmischen Sprache in Wort und Schrift mächtig, beherrscht ferner die französische, teilweise die englische Sprache. (KAFKA 1999: 85)

Es fehlt ihm aber zu diesem Zeitpunkt offensichtlich die Möglichkeit, es aktiv zu verwenden. Auf dem Formular der *Assicurazioni Generali* antwortet Kafka

auf die Fragen „Beherrschen Sie außer der Muttersprache auch andere Sprachen? Welche? Wie fortgeschritten sind Ihre Kenntnisse in diesen Sprachen? Verstehen Sie diese Sprachen nur oder sprechen Sie sie auch und verwenden Sie sie auch schriftlich in Übersetzungen und Abhandlungen?“, dass er neben Deutsch auch Tschechisch beherrsche, darüber hinaus auch Französisch und Englisch, wobei er bei den beiden letzteren „außer Übung“ sei (2. Oktober 1907; ČERMÁK 1994).

Um dem abzuhelfen nimmt er gemeinsam mit Max Brod und Willy Nowak im Sommer 1910 Französischstunden bei einer nicht näher bestimmbar „Französin“ und im Oktober 1910 und wieder im September 1911 unternimmt er zusammen mit Max Brod eine Reise nach Paris. An der ersten Reise nimmt auch Otto, Bruder von Max Brod, teil. Auch wenn in Paris neben Französisch und Deutsch unerwartet auch Tschechisch zum Einsatz kam, das den Beteiligten „Chinesisch“ klang,

Ich kenne rue Hannovre 4, wir gehn zuerst N^o 7. Eine Dame in Trauerkleidung lädt uns ein weiterzugehn. Wir ziehn zuerst Erkundigungen ein, dabei ganz in den Ton von Prag verfallend. Sie aber ist höflicher, feiner, witziger, lustiger als diese Baben bei uns, die beinahe leblos vor Verdrießlichkeit, nur als Verstärkung der Dunkelheit um solche Portale aufgestellt scheinen. Auf die als Ausflucht gedachte Frage, ob die Damen oben auch tschechisch sprechen, beginnt sie humoristisch zu stottern: Nous, nous ne parlons pas le Tsche-tsche-tsche-tschèque – mais nous aimons bien les Cheques! – Sie nennt uns Preise, was wir oben nehmen müssen und entschuldigt sich zugleich: ‚Ich sage es Ihnen gleich offen –‘ Das uns als Terminus anvertraute Wort ‚Derangement‘ versteht sie nicht. Wir entschuldigen uns mit Brüssler Usancen. (Reisetagebuch von Max Brod, 8. September 1911; KAFKA 1994/Rtg: 180)

förderte der Aufenthalt in Frankreich Kafkas Kenntnis des Französischen, die sich auf solide Lateinkenntnisse stützen konnte, maßgeblich. Die französische Lektüre wurde für Kafka zur Selbstverständlichkeit:

Bitte Max wenn Du irgendwo in Deutschland französische Zeitungen siehst, kauf Sie auf meine Kosten und bring sie mir! (An Max Brod, Frühjahr 1915, spätestens März; KAFKA 2005: 125)

Und, es hört nicht auf, noch eine Bitte, aber die letzte: Ich lese hier fast nur Tschechisch und Französisch und ausschließlich Selbstbiographien oder Briefwechsel, natürlich halbwegs gut gedruckt. (An Felix Weltsch, 23.9.1917; KAFKA 2005: 328)

Es kommt mir hauptsächlich darauf an, Originaltschechisches oder Originalfranzösisches zu lesen, nicht Übersetzungen. (An Felix Weltsch, Zürau, um 11. Oktober 1917; KAFKA 2005: 125)

Nun gehört auch die Kenntnis des Französischen, ähnlich wie dies bei den klassischen Sprachen der Fall war, in die Kategorie Fremd- und nicht Zweitsprache: Französisch ist in Kafkas Leben mit keiner festen Domäne verbunden, der Kontakt beschränkt sich auf den Unterricht am Gymnasium und in den Privatstunden sowie auf vereinzelte Ferienaufenthalte in Frankreich. Die anschließende regelmäßige Lektüre in französischer Sprache hatte jedoch die passiven Kenntnisse des französischen Standards gefördert, ähnlich wie die aktiven durch die zeitweise regelmäßige Konversation mit der bereits erwähnten Gouvernante gefördert wurden.

3.3. Italienisch

Zu Kafkas Fremdsprachen gehört auch das wesentlich schlechter erworbene Italienisch, das Kafka seit Herbst 1907 während seiner Tätigkeit bei Assicurazioni Generali mit Hauptsitz in Triest gelernt hat:

Ich lerne italienisch, denn zuerst komme ich wohl nach Triest. (An Hedwig Weiler, nach 9. Oktober 1907; KAFKA 1999: 73)

Nachdem er die Versicherung verlassen hatte, verschwand auch die Motivation für den Erwerb des Italienischen. Die Grundlagen des Italienischen nutzte Kafka später bei seinen Reisen in die italienischsprachigen Gebiete in den Jahren 1909, 1911 und 1913, bzw. auch im Jahre 1920, vor denen er sein Italienisch wohl auch auffrischte. Diese Kenntnisse blieben jedoch begrenzt:

Jedes an einen gerichtete italienische Wort dringt in den großen Raum der eigenen Unkenntnis und beschäftigt daher ob verstanden oder unverstanden durch lange Zeit. Das eigene unsichere Italien kann sich gegenüber der Sicherheit des Italieners nicht halten und wird ob verstanden oder nicht leicht überhört. (KAFKA 1990/I: 960)

Besondere Unverständlichkeit der Ausrufe. Bei Sätzen kann das Unverständnis drin herumkriechen. (KAFKA 1990/I: 959)

Heute war ich in Malcesine, wo Goethe das Abenteuer gehabt hat, das Du kennen würdest, wenn Du die „Italienische Reise“ gelesen hättest, was Du bald tun sollst. Der Kastellan zeigte mir die Stelle, wo Goethe gezeichnet hat, aber diese Stelle wollte mit dem Tagebuch nicht stimmen und so konnten wir darin nicht einig werden, ebensowenig wie im Italienischen. (An Ottla Kafka, 28. September 1913; KAFKA 2001: 287)

Kafkas Italienisch reicht weder für ein Verständnis im Theater (KAFKA 1990/I: 965), noch in der Schwimmanstalt (KAFKA 1990/I: 962). Eine Rolle spielt dabei, dass Kafka in Alltagssituationen eher mit italienischen Dialekten konfrontiert war als mit Standard-Italienisch (vgl. die „Dom“-Szene im Roman *Der Proceß*). Kafkas Skepsis an der eigenen Italienischkompetenz ist bereits während der Vorbereitungen auf die italienischen Reisen spürbar:

Sucht mir bitte für den Sommer oder Herbst einen Ort aus, wo man vegetarisch lebt, unaufhörlich gesund ist, wo man auch allein sich nicht verlassen fühlt, wo selbst einem Klotz das Italienische eingeht u.s.f. (An die Eheleute Brod, 4. Februar 1913; KAFKA 2001: 76)

Die Spur des Italienischen in Kafkas Biographie und Werk – zu dem neben *Reisetagebüchern* Texte wie *Die Aeroplane in Brescia* gehören – wird aber mit der Zeit immer dünner.

3.4. Englisch und Spanisch

Erwähnt werden von Kafka auch andere Sprachen – Englisch und Spanisch:

Nein, wenn sich bis Oktober in meinen Aussichten nichts bessert, mache ich den Abiturientenkurs an der Handelsakademie und lerne zu Französisch und Englisch noch Spanisch. Wenn Du das mit mir machen wolltest, das wäre schön; was Du beim Lernen mir gegenüber vor hast, würde ich durch Ungeduld ersetzen; mein Onkel müßte uns einen Posten in Spanien verschaffen oder wir würden nach Südamerika fahren oder auf die Azoren, nach Madeira. (An Max Brod, Mitte August 1907; KAFKA 1999: 53)

Die Kenntnis des Englischen wird bei einer anderen Gelegenheit näher charakterisiert. Im Formular der *Assicurazioni Generali* räumt Kafka ein, dass er im Englischen, das er wohl an der Handelsakademie erworben hatte, „außer Übung“ sei. Seine Englischkenntnisse reichten also für die Recherchen zum Amerika-Roman sicherlich nicht aus. Hier kamen Deutsch und v.a. Tschechisch zum Einsatz. Der Plan, das Spanische zu erwerben, der durch die ungesicherte Existenz am Anfang seiner Karriere motiviert war, wurde nach der Anstellung bei der *Assicurazioni Generali* offensichtlich nicht weiter verfolgt, auch wenn die spanische Spur auch später etwa im Zusammenhang mit seinem Onkel oder in den *Erinnerungen an die Kaldabahn* sichtbar war.

3.5. Hebräisch

Die Grundlagen des biblischen Hebräischen erwarb Kafka bereits am Gymnasium im Rahmen der Religionslehre. Neben den Übersetzungen werden im

Jahresbericht des Gymnasiums auch die Lektüre der Bibel „im Urtexte“ genannt und die Arbeit mit demselben vorgeschrieben: „im Urtexte“ werden neben den Propheten auch das 2., 3. und 5. Buch Moses (Exodus, Leviticus, Deuteronomium) und die Psalmen empfohlen (Jahresberichte und Schulkataloge; NEKULA 2003b: 188-206). Hebräisch hat für Kafka und seine Familie selbstverständlich auch einen sozialsymbolischen Wert: die Inschrift auf dem Grabstein von Kafkas Großvater Jakob Kafka auf dem jüdischen Waldfriedhof in Osek ist teils in Hebräisch und teils in Deutsch ausgeführt, Hebräisch an erster Stelle. Dem Hebräischen begegnet Kafka auch in der Synagoge. Die Auseinandersetzung mit dem biblischen Hebräisch spielte sich jedoch vorwiegend am Gymnasium und auf der Basis des Deutschen ab. Im Unterschied zu den Ostjuden waren für die Westjuden weder Hebräisch noch Jiddisch eine ungesteuert erlernte Sprache. Darin kann Kafka als Prototyp eines westeuropäischen Juden gelten, der mit Blick auf seine „eigene“ Kultur „sprachlos“ ist. Diese Sprachlosigkeit wurde von Kafka u.a. auch in den Zitaten zur Unmöglichkeit, deutsch bzw. anders zu schreiben sowie zum Fehlen der Ausdrücke für „eigene“ Begriffe thematisiert.

Als Kafkas Erwerb des Hebräischen nach 1917, also in der Zeit, als sich Neuhebräisch neben Englisch als Verwaltungssprache auf dem Gebiet des britischen Protektorats in Palästina durchsetzte, an Intensität gewann, war das biblische Hebräisch nicht mehr die einzige Varietät, die für ihn sowie die sich reethnisierenden Juden in Frage kam. Friedrich Thieberger (1995: 126), der älteste Sohn des Prager Rabbi, der Kafka seit Herbst 1918 privat unterrichtete, orientierte sich zwar beim Unterricht seines Freundes Franz Kafka am biblischen Hebräisch. Kafka lernte jedoch bereits vorher mit dem „neuhebräischen“ *Lehrbuch der hebräischen Sprache* von Moses Rath (ebd.: 125), das auch alltägliche Situationen wie Küche, Schule usw. vermittelte. In Kafkas Nachlass findet sich neben einer Vielzahl auf Deutsch und Hebräisch gedruckten Lehrwerken und Grammatiken des Hebräischen die zweite Auflage dieses Buches aus dem Jahre 1917 (BORN 1990: 155). Die ältere Kafka-Forschung fand darin ein Argument für einen Ausbruchsversuch aus der „jüdischen Sprachlosigkeit“. Allerdings charakterisiert Bodenheimer (2004: 263) dieses Lehrwerk als ein Buch, das sich doch stärker am biblischen Hebräisch orientiert. Die Auseinandersetzung mit dem Neuhebräischen wäre also danach erst für die Zeit von Puah Ben-Tovim (1923) anzusetzen (BEN-TOVIM 1995).

Kafka vertiefte sich ins Hebräische jedenfalls intensiver, als er nach außen zugab. Brod notierte in einem Tagebucheintrag vom 10. September 1917, dass Kafka, ohne es seinem Freund zu sagen, 45 Hebräisch-Lektionen lernte und dass er sich daher vorher nicht ernsthaft über Numerale und Aussprache erkundigen konnte (KAFKA 2007: 938).

Kafka „wechselte“ in dieser Zeit auch im Falle von Entschuldigungen für vergessene Hausaufgaben konsequent zum Hebräischen (THIEBERGER 1995: 126). Die Sprache lernte er in dieser Zeit so gut, dass er sich während des Aufenthaltes in Meran – trotz skeptischer Einschätzung der eigenen Kenntnisse – auf Hebräisch zu verständigen wusste:

Dort war z.B. ein türkisch-jüdischer Teppichhändler, mit dem ich meine paar hebräischen Worte gewechselt habe [...] (An Max Brod, 6.-8. April 1920; BROD/KAFKA 1989: 272)

Zur Selbstverständlichkeit wurde auch die Lektüre hebräischer Texte, sei es die Lektüre von Zeitungen (an Max Brod, 8. Februar 1911; BROD/KAFKA 1989: 235) oder der Kabbala (an Max Brod, Anfang Februar 1921; BROD/KAFKA 1989: 316). Sein Hebräisch übte Kafka systematisch in den Privatstunden nicht nur bei Thieberger, sondern in den nächsten Jahren auch zusammen mit Max Brod und Jiří/Georg Langer bzw. mit Miriam Singer und Felix Weltsch.

Laut einer Erinnerung Brods wiederholte Kafka im Jahre 1921 mit ihm und Jiří Langer Hebräisch, war aber seinem Freund Max Brod, dem bedeutenden Prager Zionisten und dem stellvertretenden Vorsitzenden des jüdischen Nationalrates, allem Anschein nach deutlich voraus, wie aus den Briefen des Jahres 1918 hervorgeht:

Lieber Max Dank für den Brief und die Vorsicht. Dein Hebräisch ist nicht schlecht, am Anfang sind einige Fehler; ist dann aber die Sache im Gang, wird es fehlerlos. Ich lerne gar nichts, suche nur den Besitz zu erhalten, ich wollte es auch nicht anders, den Tag über bin ich im Garten. (An Max Brod, 21. September 1918; BROD/KAFKA 1989: 251-252)

Vielleicht schicke ich Dir aus Schelesen Fragebogen über hebräische Zweifel. Es wird für Dich wenig Arbeit sein, die Fragen werden mit einem Wort oder einem Kopfschütteln zu beantworten sein und wir werden einen hebräischen Verkehr haben. (An Max Brod, 29. Oktober 1918; BROD/KAFKA 1989: 253)

Immerhin kann Kafka die Fehler seines Freundes korrigieren. Laut einer Erinnerung von Miriam Singer (1995: 140) nahm Kafka private Hebräisch-Stunden auch zusammen mit ihr und seinem Freund Felix Weltsch und zwar bei Georg Langer. Langers (1995: 140) retrospektive Behauptung, dass Kafka in

dieser Zeit fähig war, sich mit ihm fließend auf Hebräisch zu unterhalten, klingt – im Hinblick auf die von ihm erwähnten Umstände – nicht besonders plausibel: Eine Bewunderung der Straßenbahnsinsassen gegenüber zwei Juden, die sich öffentlich auf Hebräisch über Aviatik unterhalten, scheint angesichts des Aufflammens eines antideutsch gefärbten Antisemitismus in Prag in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg eher unwahrscheinlich zu sein. Das westeuropäische Judentum hatte (so die Perspektive der Mehrheitsbevölkerung) nach außen hin nach wie vor stumm zu bleiben. Dadurch wird auch sein Zeugnis über die Qualität von Kafkas Hebräisch unglaubwürdig, selbst wenn er Recht hätte und wenn man den Gegensatz glauben möchte. Im Privaten spielt jedoch Kafka nachweislich mit dem Hebräischen, selbst wenn er auf Tschechisch schreibt, wie dies aus einer Zuschrift an Josef David hervorgeht:

Na Věru se těším, zajisté je velmi nadaná, vždyť již mluví, jak mi píšeš, hebrejský. Haam jest totiž hebrejský a znamená: národ; ovšem trochu nesprávně to slovo vyslovuje, říká se totiž haám, ne háam. Oprav ji to prosím; navykne-li si chybu v mládí, mohlo by jí to pak zůstat. (An Ottla und Josef David, erste Junihälfte 1921; KAFKA 1974: 128)

Auf Věra [damals 10 Wochen alt, M.N.] freue ich mich, sicher ist sie sehr begabt, sie spricht ja schon, wie Du mir schreibst, hebräisch. Haam ist nämlich hebräisch und bedeutet: Volk; allerdings spricht sie das Wort etwas unrichtig aus, man sagt nämlich haám, nicht háam.² Korrigiere ihr das, bitte; gewöhnt sie sich den Fehler in der Jugend an, so könnte er ihr dann bleiben.

Und auch wenn Kafka die erwähnten Hebräisch-Stunden im Jahre 1922 aus gesundheitlichen und privaten Gründen unterbrechen musste, setzte er sie im Jahre 1923 fort und lernte Hebräisch bei Puah Ben-Tovim, die auf Anraten von Hugo Bergmann nach Prag kam (BEN-TOVIM 1995). Regelmäßigen Kontakt hatte er auch mit der hebräischen Schrift. Kafka erwartete und erhielt in dieser Zeit hebräische Briefe (an Robert Klopstock, vor 18. April 1923;

² Das Volk drückt man auf Hebräisch als „AM“ aus, so dass es sich hier allem Anschein nach um eine Anspielung auf Achad Ha'am („einer aus dem Volke“) alias Ascher Ginzberg (1856-1927), zentrale Figur des kulturellen und spirituellen Zionismus. Er gilt als Kritiker von Herzls Quasimessianismus, warnte vor möglichen Konflikten der jüdischen Siedler mit den lokalen Regierung und der arabischen Bevölkerung in Palästina. Dennoch glaubte er, dass die Schaffung eines neuen kulturellen Zentrums in Eretz-Israel das jüdische Leben in der Diaspora bestärken und dass die dadurch entstandene neue jüdische, auf der jüdischen Ethik basierte nationale Identität entstehen kann, die die „jüdische Frage“ löst. Er gab Vorrang dem Hebräischen vor dem Jiddischen. Seine zionistische Arbeit setzte er auch nach dem Umzug nach London (1907) fort. Seit 1922 lebte er bis zu seinem Tod in Tel Aviv.

WETSCHEREK 2003: 54; an Hugo Bergmann, Juli oder Anfang August 1923; KAFKA 2007: 701) und schrieb an Puah Ben-Tovim im Frühjahr 1923 einen Brief und im Sommer 1923 einen Briefentwurf auf Hebräisch. Der Ausschnitt des Briefes in einer Übersetzung ins Deutsche zeigt, dass Kafkas Hebräisch-Kenntnisse kaum rudimentär waren:

Ich verstehe nicht alle Deine Sorgen mit dem Widerstand der Eltern bezüglich Deines Studiums. Ich hielt bereits für sicher, dass Du noch anderthalb Jahre in Europa (lache nicht) bleibst, ist das denn doch nicht sicher? Und gerade jetzt wurde diese Frage entschieden? Im Übrigen: es ist doch ausgeschlossen, jetzt einen Brief von den Eltern zu bekommen, in dem bereits das Resultat von Hugos Gespräch mit Deinen Eltern enthalten wäre, nicht einmal Hugos Frau, mit der ich jetzt gesprochen habe, hat bisher einen Brief von ihrem Mann aus Jerusalem erhalten. Aber ich verstehe sehr wohl Verwirrung, in der man auf einen entscheidenden Brief wartet, der die ganze Zeit irgendwo herumirrt. Wie viele Male in meinem Leben habe ich durch solche Angst gebrannt. Man wundert sich, dass man nicht früher zu Asche wird, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Es tut mir sehr leid, dass auch Du so leiden musst, meine arme Puah, aber der Brief ist inzwischen sicher bereits gekommen und alles ist gut.³

Um die Mannigfaltigkeit der Auseinandersetzung mit dem Hebräischen zu dokumentieren, sei hier auch Oskar Baum erwähnt. Für ihn übersetzte Kafka im Mai/Juni 1923 (an Oskar Baum, 12. Juni 1923; KAFKA 2007: 690, 1046) hebräische Handelstexte (BERGMANN 1995: 23). Seine Beschäftigung mit dem Hebräischen unterbrach er nicht einmal im Juli 1923 im Kurort Müritz, wo er umgekehrt mit „einer Reihe von Hebräisch sprechenden, gesunden, fröhlichen Kindern“ (an Robert Klopstock, 13. Juli 1923; KAFKA 2007: 694) konfrontiert war. Zusammen mit Dora Diamant, die er hier kennen lernte, las er hebräische Texte (an Tile Rössler, 3. August 1923; KAFKA 2007: 697), und von den jungen Teilnehmerinnen des Jüdischen Jugendheimes in Berlin erhielt er hebräische Briefe:

Grüß bitte alle meine Freunde vom Heim, besonders Bine, der ich schon längst geschrieben hätte, wenn ich nicht den Ehrgeiz hätte, ihr für ihr schönes Hebräisch auch mit Hebräisch, allerdings einem weniger schönen zu danken, und wenn ich in der Unruhe, in der ich jetzt bin, die Sammlung für die hebräische Kraftanstrengung gefunden hätte. (An Tile Rössler, 3. August 1923)

³ Für die Kopie des Originals und die Abschrift der Übersetzung sowie für die anderen noch nicht herausgegebenen Texten, aus denen ich in diesem Aufsatz zitiere, danke ich Hans-Gerd Koch, dem Herausgeber der *Briefe* (Kritische Kafka-Ausgabe), der meine Arbeit sowie die tschechische Kafka-Edition stets großzügig durch Quellen und Kommentaren unterstützte.

Hebräisch hatte seinen Platz auch an der *Hochschule für jüdische Wissenschaft*, die Kafka im Jahre 1923 nach dem Umzug nach Berlin besuchte und die während seines Berliner Aufenthaltes der wichtigste Ort war, an dem sich Kafkas Kontakt mit der äußeren Welt abspielte. Seinen Platz hatte Hebräisch zu diesem Zeitpunkt auch in Kafkas Lektüre: „Sonst lese ich nur wenig und nur hebräisch“ (An Robert Klopstock, 17. November 1923; WETSCHEREK 2003: 60)

Gemeint ist wahrscheinlich ein Roman von Josef Chajim Brenner (an Max Brod, 22., 23. und 24. Oktober 1923; BROD/KAFKA 1989: 436, 513). Für Robert Klopstock schrieb er seinen hebräischen Titel auf: *Schechol uchischalon* (Unfruchtbarkeit und Scheitern), dessen Bedeutung er analysierte:

שכל וכשלון sind 2 Worte, Hauptworte, die ich auch nicht ganz verstehe, jedenfalls versuchen sie den Inbegriff des Unglücks darzustellen. שכל heisst wörtlich Kinderlosigkeit also vielleicht Unfruchtbarkeit, Fruchtlosigkeit, sinnlose Anstrengung und כשלון heisst wörtlich: Straucheln, Fallen (WETSCHEREK 2003: 61)

Kafka gab sogar Fortschritte seiner Lektüre an: „jetzt bin ich hier vier Wochen und ich habe 32 Seiten gelesen“ (an Robert Klopstock, 26. Oktober 1923; KAFKA 2007: 723). Seinen Freund Klopstock berät Kafka auch bei seinen Übersetzungen aus dem Hebräischen (an Robert Klopstock, 17. November 1923; WETSCHEREK 2003: 60).

Es ist dabei nicht ausgeschlossen, dass Hebräisch auch in Kafkas Haushalt und Privatsphäre eine Rolle spielte. Dora thematisiert in den Briefen an Brod und Klopstock wiederholt ihre eingeschränkte Kompetenz im Deutschen (vgl. etwa Doras Beischrift zu Kafkas Brief vom 14. Januar 1924 in BROD/KAFKA 1989: 452-453). Als Tochter aus einer ultrakonservativen osteuropäischen chassidischen Familie spricht sie aber problemlos Hebräisch und Jiddisch. Hier gäbe es also einen unmittelbaren privaten Anlass zum Sprachenwechsel. Das Hebräische, in welchem Kafka und Dora Diamant zu Anfang ihrer Beziehung gemeinsam lesen, übernimmt somit eine ähnliche Rolle, welche die Unterhaltung über Ausreise nach Palästina bei der Annäherung mit Felice gespielt hatte. In beiden Fällen wird dabei mit den Texten *Das Urteil* und *Josephine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse* eine Schaffenskrise beendet. Kafka selbst ist in der Bewertung seiner Hebräisch-Kenntnisse allerdings eher hyperkritisch:

Ich sah, daß, wenn ich irgendwie weiterleben wollte, ich etwas Radikales tun müßte und wollte nach Palästina fahren. Ich wäre ja dazu gewiß nicht imstande gewesen, bin auch

ziemlich unvorbereitet in hebräischer und anderer Hinsicht, aber irgendeine Hoffnung musste ich mir machen. (An Ottla David, vor 28. Oktober 1923; KAFKA 1974: 145f.)

Davon, dass seine Sehnsucht auch im sprachlichen Sinne nach Palästina ging (SINGER 1995: 143) besteht jedoch kein Zweifel. Davon zeugt auch das Eindringen von hebräischen Wendungen in sein Deutsch während der Zeit, als er mit Dora Diamant zusammen lebte:

Ich habe die paar Tage von Dir (fast hätte ich, ich glaube nach einer hebräischen Redensart gesagt: von Deinem Fett) gelebt, das Papier auf dem ich schreibe ist von Dir, die Feder von Dir, u.s.w. (An Ottla David-Kafka, Mitte Dezember 1923; KAFKA 1974: 148)

So war Hebräisch im Unterschied zu den Fremdsprachen, die Kafka am Gymnasium oder zur Verbesserung seiner Berufsaussichten am Anfang seiner Karriere erlernte, auf dem besten Weg, zur Zweitsprache zu werden: Kafka lernte Hebräisch mit größerer oder geringerer Intensität kontinuierlich und unter fachkundiger Anleitung über mehrere Jahre. Er konnte Hebräisch lesen und begrenzt auch schreiben, war im Stande, darin eine Konversation zu führen, und es ist nicht ausgeschlossen, dass er es – zumindest teilweise – mit seiner Privatdomäne verband, was etwa die erwähnte Interferenz im Deutschen erklären würde. Nichtsdestotrotz war für ihn Hebräisch eine Fremdsprache (BODENHEIMER 2004: 267). Als Literatursprache könnte er es kaum verwenden und blieb daher ähnlich wie die anderen deutschjüdischen Schriftsteller auf das Deutsche angewiesen und in seiner „eigentlichen“ Sprache stumm, so dass sich die „Unmöglichkeit, anders zu schreiben“, auf die nicht hinreichende Kenntnis der Sprache bezieht, die aber zumindest im bürgerlichen Kontext, falls der Palästina-Plan aufgehen würde, eine Alternative zum Deutschen werden könnte, auch wenn er nach eigenem Dafürhalten für Palästina „in hebräischer und anderer Hinsicht“ (KAFKA 1974: 146) unvorbereitet war.

3.6. Jiddisch

Nun, wie man weiß, ist aber Kafkas „jüdische Wiedergeburt“ nicht mit Hebräisch, sondern mit Jiddisch verbunden, besser gesagt, mit den Aufführungen der jiddischen Theatergruppe seit dem 5. Oktober 1911, für deren Protagonisten Jizchak Löwy Kafka am 18. Februar 1912 einen Rezitationsabend veranstaltete. Den Abend leitete er durch einen eigenen Vortrag über den Jargon ein, der in seinen Schriften unter dem Titel *Rede über die jiddische Sprache* bekannt

geworden ist. Von dieser Begegnung mit dem Ostjiddischen war Kafka begeistert, auch wenn er davon nur begrenzt etwas verstand. Im Tagebuch übersetzt er das ostjiddische Wort *Belfer* in Klammern als „(Hilfslehrer)“ (Tagebuch, 25. Dezember 1911; KAFKA 1990/I: 316). An anderer Stelle bewegt sich die wörtliche Übersetzung des Phrasems „toire is die beste schoire“ mit „Thora ist die beste Ware“ (Tagebuch, 5. Dezember 1911; KAFKA 1990/I: 282) zwischen Ironie und Unverständnis der phraseologischen Bedeutung „Wissen ist die beste Investition“. Und es ist kein Zufall, dass Kafka nur isolierte jiddische Wörter zitiert, während er im Tschechischen im Stande war, komplette, nur gehörte Sätze fehlerfrei aufzuschreiben und weitgehend problemlos zu korrespondieren. Diese Tatsache sowie die erwähnten Beispiele zeugen von einer nur sehr begrenzten passiven Kenntnis des Jiddischen. Von einer aktiven kann gar keine Rede sein, auch wenn er auf das Jiddische und Hebräische in seinen Werken als spezifische Verständigungskodes anspielt und sie in die Bedeutungsstruktur seiner literarischen Werke einbaut (vgl. etwa *Ein altes Blatt; Josephine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse*).

Für Kafka, den westjüdischsten aller Westjuden, wie er sich im Brief an Milena vom 12. November 1920 selbst charakterisierte, sollte aber auch das Westjiddisch zumindest in Betracht gezogen werden. Westjiddisch haben wohl noch Kafkas Großeltern – zumindest die in der kleinen Gemeinde Osek – gesprochen. Während des 19. Jahrhunderts verschwand aber Westjiddisch einerseits durch den Zwang zum Deutschen zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, andererseits im Zuge der jüdischen Emanzipation und Assimilation. Ein Zwischenresultat dieses Prozesses war im 19. Jahrhundert der jüdische Ethnolekt des Deutschen, genannt auch Mauscheldeutsch oder „Schwundstufen-Jiddisch“ (DEMETZ 2006: 19), das die Sprechergeneration verwendete, die im Ghetto oder zur Zeit seiner Auflösung geboren wurde und die sich in der Folge um gesellschaftlichen Aufstieg bemühte, wozu auch die Orientierung auf das Deutsche gehörte. Die ethnisch markierte Varietät des Deutschen wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts etwa in Štěpáněks Theaterstücken oder zu Anfang des 20. Jahrhunderts durch den auch von Franz Kafka viel gelesenen Schriftsteller Karl Kraus parodiert:

Der Witz ist hauptsächlich das Mauscheln, so mauscheln wie Kraus kann niemand, trotzdem doch in dieser deutsch-jüdischen Welt kaum jemand etwas anderes als Mauscheln kann, das Mauscheln im weitesten Sinn genommen, in dem allein es genommen werden muß, nämlich als die laute oder stillschweigende oder auch selbstquälerische Anmaßung eines fremden

Besitzes, den man nicht erworben sondern durch einen (verhältnismäßig) flüchtigen Griff gestohlen hat und der fremder Besitz bleibt, auch wenn nicht der einzigste Sprachfehler nachgewiesen werden könnte, denn hier kann ja alles nachgewiesen werden durch den leisesten Anruf des Gewissens in einer reinigen Stunde. Ich sage damit nichts gegen das Mauscheln, das Mauscheln an sich ist sogar schön, es ist eine organische Verbindung von Papierdeutsch und Gebärdensprache (wie plastisch ist dieses: Worauf herauf hat er Talent? oder dieses den Oberarm ausrenkende und das Kinn hinaufreißende: Glauben *Sie!* oder dieses die Knie an einander zerreibende: „er schreibt. Über wem?“) und ein Ergebnis zarten Sprachgefühls, welches erkannt hat, daß im Deutschen nur die Dialekte und außer ihnen nur das allerpersönlichste Hochdeutsch wirklich lebt, während das übrige, der sprachliche Mittelstand, nichts als Asche ist, die zu einem Scheinleben nur dadurch gebracht werden kann, daß überlebendige Judenhände sie durchwühlen. (An Max Brod, Juni 1921; BROD/KAFKA 1989: 359)

Angesichts der genetischen Nähe des Deutschen und Jiddischen konnte sich dann diese Varietät des Deutschen, die sich durch lexikalische und zum Teil auch syntaktische und morphologische Besonderheiten auszeichnete, bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts halten. Die erwähnten Parodien dokumentieren ihr niedriges Prestige sowie das niedrige Prestige des Jiddischen. So verschwand dieser Ethnolekt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – wie vorher das Jiddische – als Folge der Umorientierung der einstigen Sprecher auf den deutschen Standard oder darauf, was in Böhmen dafür gehalten wurde. (Ähnlich geht das Bürgertum auf Distanz zu Dialekten – vgl. LINKE 1996.) Es ist dieser Prozess des allmählichen Sprachverlustes des Jiddischen (und Hebräischen) im Zuge der mit der Aufklärung ansetzenden Emanzipation, der die böhmischen Juden sie der eigenen sprachlichen Identität beraubte.

Trotz des schnellen Verschwindens des jüdischen Idioms findet man in den Texten von Kafkas Eltern hörbare Spuren des Jiddischen oder zumindest lassen sich gewisse Phänomene als Residua des Jiddischen interpretieren, selbst wenn auch andere Sprachen und Varietäten im Spiel sind.

Bei Hermann Kafka, dem Vater von Franz, könnte man aber einen Reflex des Jiddischen im Verb *mechst* erblicken, das nicht nur delabialisiert ist, sondern im Belegsatz *u Du erst Donerstag mein Brief erhalten mechst* auch als Hilfsverb des Futurs, also in ähnlicher Funktion wie das ostjiddische Verb *veln* (wollen) verstanden werden dürfte (mit der Bedeutung ‚werden‘ anstatt ‚wollen‘; BAUER 2006: 350, zur Quelle NEKULA 2003b: 96). Dies müsste jedoch einer weiteren Vergleichsrecherche unterzogen werden, da man dafür etwa Lockwood (1992: 72-98) keine Anhaltspunkte findet. Jiddische Formen *mayner, mayne, mayns* scheinen

sich im Beleg *ich habe* [gegen?] *meiner Princip geschrieben* zu reflektieren (hier sowie in weiteren Ausführungen orientiere ich mich v.a. an Birnbaums, Lockwoods und Löttsch' Darstellung des Jiddischen – BIRNBAUM 1988; LÖTZSCH 1992; LOCKWOOD 1995). Ähnlich könnte aber diese Formen ein tschechischer, des Deutschen begrenzt mächtiger Muttersprachler verwenden. Dies war Hermann Kafka kaum. Auch einige andere Formen erinnern an das Jiddische (regelmäßiger Infinitiv *schmeichelen* / *versichern*, Aufhebung der Unterscheidung zwischen Dativ und Akkusativ beim Artikel, Wortfolge Dat-Akk statt Akk-Dat, Absenz der Rahmenkonstruktion, relativ verwendetes *was*), Parallelen zu diesen Phänomenen gibt es jedoch auch im Tschechischen bzw. im non-nativen Deutsch, in gesprochenem Deutsch und in süddeutschen Dialekten und sie lassen sich auch als Analogien erklären (Belege zu diesem Absatz in NEKULA 2003b: 96-104).

Vergleichbare Phänomene wie bei Hermann Kafka finden sich auch in der Sprache von Kafkas Mutter Julie Kafka-Löwy (NEKULA 2003b: 107-119). So bleibt es bei weitem nicht nur bei dem spezifischen Wortschatz, der wie *Mischpoche* / *Mišpoche* (mischpóche) mit der jüdischen Realität verbunden ist. Auch bei Julie Kafka lassen sich die nicht lexikalischen Sprachphänomene (Absenz von *-n* im Dativ Plural, Imperativ *gebe* statt *gib*, Wortfolge wie in *Die frühere Adresse habe ich vom Onkel angegeben* usw.), die im Übrigen nicht regelmäßig auftreten, kaum ausschließlich als jiddische Interferenzen deuten, denn sie haben ihre Parallelen auch in den oben genannten Sprachen und Varietäten.

Es gibt eine Reihe von nicht lexikalischen Phänomenen (NEKULA 2003b: 124-186, bes. 182-184) wie Aussprache *Vorwurf*, bzw. auch *fragen*, Apokopen *Brück*, *Diel*, *Tasch*, Plural *8 Tag*, *die Haar[e]*, *Körpers*, Aufhebung der Unterscheidung zwischen dem Dativ und Akkusativ bei Pronomina und Artikel, bzw. Genus- und Kasusindifferenz des unbestimmten Artikels, Plural deadjektivischer Substantive ohne *-n*, erhöhte Frequenz von Diminutiva, die im Jiddischen (und im Tschechischen) zwei Reihen haben, oder erhöhte Frequenz der Valenz *vergessen auf* (vgl. KROLOP 1992: 54) usw., die in Franz Kafkas Texten zu finden sind und die zum Jiddisch referieren könnten. Sie sind aber kaum eindeutige Belege des jiddischen Einflusses auf Franz Kafkas Deutsch, da sie sich auch als Verschreibung, Analogie oder süddeutsche Varianten deuten lassen – auf der süddeutschen Basis hat sich das Jiddische im Übrigen herausgebildet (EGGERS 2002). Ähnlich wie bereits bei Julie Kafka tauchen die erwähnten Phänomene

allerdings eher isoliert auf. Eine Ausnahme bilden hier die Jahre 1911-1912, in denen sich Kafka damals auf dem Höhepunkt seiner jüdischen Wiedergeburt befand. Die zu dieser Zeit erhöhte Frequenz auch jiddisch deutbarer (aber nicht unbedingt jiddischer) Phänomene dürfte darauf hinweisen, dass Kafka diese Phänomene wahrnahm und bewusst steuerte, was seine diesbezügliche Kompetenz signalisiert, ihn aber keinesfalls zum Sprecher des Jiddischen macht.

Neben den nicht lexikalischen Phänomenen, die sich mit Blick auf Jiddisch deuten lassen, gibt es auch eindeutige, lexikalische Elemente. Die lexikalischen Elemente des Jiddischen finden sich in den Texten Franz Kafkas z.B. in den Zitaten und Paraphrasen seines Vaters (*meschuggener ritoch, ich zerreisse dich wie einen Fisch*), in Zitaten von Buchtiteln oder in Paraphrasen anderer Sprecher (fehlerhafte Rechtschreibung *Schaale* statt *Schale* von Tile Rösler kommentiert Kafka mit Verweis auf die Rechtschreibung des jiddischen *fraage* anstelle des deutschen *Frage*):

Es ist sehr hübsch, daß Du ‚Schaale‘ schreibst, so wie man, glaube ich, ‚Frage‘ im Jargon schreibt. Ja, die Schale soll auch eine Frage an Dich sein, nämlich diese: ‚Du, Tile, wann zerschlägst Du mich endlich?‘ (An Tile Rösler, 3. August 1923)

Kafka verwendet auch den Ausdruck *Moule* (KAFKA 1990/I: 311), d.h. die im West- bzw. Ostjiddischen verbreitete Form des hebräischen *Mohel* ‚Beschneider‘ (BERANEK 1965: 120, Karte 58).

Auch diese Belege bedeuten jedoch nicht, dass Kafka nicht „stumm“, d.h. ein aktiver Sprecher des West- oder Ostjiddischen war. Dafür gibt es bei ihm keine angemessenen Voraussetzungen. Auch bei ihm geht es eher um Sedimente des Jiddischen im Deutschen, das in deutschjüdischen Kreisen gesprochen wurde. Diese Sedimente konnten sich nur ausnahmsweise länger halten, und dies nur dank der genetischen Verwandtschaft der beiden Sprachen, d.h. dank ihrer Unauffälligkeit auch für die reflektierten, ihre Sprache bewusst kontrollierenden Sprecher. So ein Residuum des Westjiddischen könnte z.B. die Verwendung des Wortes *Winkel* mit der Bedeutung „Ecke“ (WOLF 1993: 191) sein, und zwar im Satz „Ich habe kaum etwas mit mir gemeinsam und sollte mich ganz still, zufrieden damit daß ich atmen kann in einen *Winkel* stellen“ (Tagebuch, 8. Januar 1914; KAFKA 1990/I: 622). Auch Kafkas ausschließliche Verwendung des Ausdrucks *Junge* anstelle des (auch in Prag) gewöhnlichen süddeutschen *Bub* lässt sich einerseits über das norddeutsche *Junge*, andererseits über das Lexem *Junge* /

jingel, das im Westjiddischen üblich ist (KLEPSCH 2004: 241), erklären. (Zu *Moule*, *Winkel* und *Junge* vgl. BAUER 2006.)

Die Situation der Sprecher der beiden eng verwandten Sprachen, die in Böhmen noch eine Generation vor Kafka lebten, charakterisiert Kafka im Zusammenhang mit Jizchak Löwy: seine „Sprache schwankt zwischen Jiddisch und Deutsch und neigt mehr zum Deutschen“ (an Max Brod, 28. September 1917; BROD/KAFKA 1989: 171). Oder, wie es Kafka im Zusammenhang mit dem Jiddischen formuliert, „es klingt unten mit“. Es spricht jedoch nicht.

Bei Kafka geht es in den genannten Beispielen selbstverständlich nicht um aktive Interferenzen, sondern um die bereits erwähnten kollektiv verwendeten Varianten, die als Sedimente, die sich im Deutschen in der vorangehenden Generation setzen und die Kafka in seinem sozialen Umfeld zusammen mit dem Deutschen erwarb, dessen Klang er allerdings durchaus aufmerksam hinterfragte:

ich weiß nicht, ob ‚nur‘ hier ‚jen‘ ist, dieses ‚nur‘ ist nämlich nur ein prager-jüdisches nur, bedeutet eine Aufforderung, etwa „ihr könnt es ruhig machen“ – die Schlußworte sind nicht wörtlich übersetzt. (An Milena Pollak (Jesenská), September 1920; KAFKA 1998: 280f.)

3.7. Deutsch und Tschechisch

Aus den Beispielen geht hervor, dass das von Kafka verwendete Deutsch, seine primäre Sprache bzw. Erstsprache, nicht immer „standardmäßig“ war. Aber weder damals noch heute war und ist der Usus anderer Sprecher immer standardmäßig, auch wenn sie und Kafka im angemessenen Kontext fähig waren und sind, den Standard zu verwenden.

Neben Tschechisch war Deutsch jedenfalls die Sprache, die Kafka unmittelbar bei der Primärsozialisation im Haushalt seiner Eltern erwarb. Im Haushalt seiner Eltern wurden auch Grundlagen für Kafkas spätere Fähigkeit gelegt, im Grunde genommen je nach Kontext frei zwischen den beiden Sprachen, d.h. zwischen Deutsch und Tschechisch, zu wechseln, die während der Sekundärsozialisation in der Schule, am Gymnasium und im Laufe des weiteren privaten und beruflichen Lebens weiter gefestigt wurde. In der Stellung und infolge dessen auch dem Erwerb der beiden Sprachen gibt es allerdings einen wesentlichen Unterschied.

Dieser war nicht so bedeutend im Vorschulalter, als Kafka von Dienstboten umgeben war, die einen tschechischsprachigen Hintergrund hatten. Dieses Personal war im Haushalt des Geschäftsmannes Hermann Kafka nicht nur aus

ökonomischen Gründen („Tschechinnen sind billiger“) angestellt: denn für den künftigen Erben des Prager Geschäftsmannes war nicht nur die Kenntnis des Deutschen, sondern auch des Tschechischen eine Grundvoraussetzung für dessen Existenz.

Das Tschechische war in diesem Alter jedenfalls ein Teil von Kafkas Alltag und man könnte sogar spekulieren, ob bei dem von Kafka erwähnten Stottern bei der Kommunikation mit dem Vater neben der Angst vor dem Vater nicht auch die kognitive Belastung eine Rolle gespielt hatte, die der ungesteuerte Bilinguismus bzw. der ungesteuerte Erwerb von zwei Sprachen mit sich bringen kann:

Ich bekam vor Dir [...] *eine stockende, stotternde Art des Sprechens*, auch das war Dir noch zu viel, schließlich schwieg ich, zuerst vielleicht aus Trotz, dann weil ich vor Dir weder denken, noch reden konnte (KAFKA 1994/7: 54; kursiv M.N.).

Ich erinnere mich, ich gieng einmal abend mit Dir und der Mutter spazieren, es war auf dem Josefsplatz in der Nähe der heutigen Länderbank und fing dumm großtuerisch, überlegen, stolz, kühl (das war unwahr), kalt (das war echt) und *stotternd, wie ich eben meistens mit Dir sprach*, von den interessanten Sachen zu reden an, machte Euch Vorwürfe, daß ich unbelehrt gelassen worden bin, daß ich in der Nähe großer Gefahren gewesen bin [...] deutete aber zum Schluß an, daß [...] alles in Ordnung sei. (KAFKA 1994/7: 54; kursiv M.N.)

Damit will ich nicht sagen, dass Kafka in Stresssituationen im Deutschen in Schwierigkeiten kam, weil das Tschechische durch den Einfluss von Ammen, Dienstmädchen und Köchinnen zu seiner dominanten Sprache geworden war, während das Deutsche infolge des Engagements seiner Mutter im Geschäft des Vaters, in dem sie zu Anfang gar die Bücher führte, zurückgetreten wäre. Kafkas Mutter war nicht nur in der Zeit zu Hause präsent, als Kafkas früh verstorbene Brüder Georg und Heinrich geboren wurden. Kafkas – durch Zeugen (Marie Veselá) und Texte belegter – deutscher Akzent bei Verwendung des Tschechischen (Verlängerung der ersten betonten Silbe *náděje, Jíříček, dítadlo, s ními...*), Schwierigkeiten bei adäquater Verwendung des Aspektes oder Generierung tschechischer Phrasen und Sätze nach deutschen Phrasen- und Satzmustern wie in *dělat strach před Berlinem, Hakoah proti Slavii prohrála, (být) mimo domova, psaní na ředitele* deuten im Übrigen darauf hin, dass das Deutsche bereits in diesem Alter dominierte (ausführlicher NEKULA 2003b: 378-429). Ich denke eher daran, dass Kafka gewisse Probleme mit der Separation der beiden Sprachen gehabt haben dürfte. Die Eltern haben miteinander Deutsch gesprochen und so sprachen sie sicher auch mit dem kleinen Franz. Da sie aber im

Gesprochenen beide bilingual waren, gingen sie in der Kommunikation mit den Dienstboten des Öfteren ins Tschechische über, da ein Teil der Dienstboten des Deutschen nicht hinreichend mächtig gewesen sein dürfte, wie dies später bei Marie Wernerová der Fall war. So kann man spezifische Situationen voraussetzen, in denen Sprachen gemischt wurden.

Es ist außerdem höchstwahrscheinlich, dass das Tschechische auch in der Kindersprache von Julie Kafka eine Rolle spielte, und zwar nicht nur gegenüber dem Enkel Felix, den sie laut Kafkas Brief an Felice Bauer vom 3. November 1912, „unaufhörlich auf tschechisch ‚braver Junge‘ und dann ‚kleiner Junge‘“ (KAFKA 1967: 70) anredete, sondern auch gegenüber dem Sohn Franz. Denn auch ihre Töchter redete sie in ihren deutschen Briefen noch im Erwachsenenalter zärtlich mit Namensformen im tschechischen Vokativ *Ottilko*, *Ellinko* usw. an, die auch tschechisch diminuiert wurden (NEKULA 2003b: 119-122). Solches Switching kann aber auch bei den Dienstboten vorausgesetzt werden, denn zumindest eine partielle Kenntnis des Deutschen gehörte zu den üblichen Qualifikationsvoraussetzungen für den Dienst in den Prager deutschsprachigen Familien. So konnte der kleine Franz damit Probleme haben, dass das Deutsche und Tschechische im Haushalt Hermann Kafkas zunächst nicht konsequent mit bestimmten Sprechern und bestimmten Situationen verbunden waren. Einen altersnahen Kommunikationspartner in der Familie bekam Franz erst 1889 mit der Geburt der Schwester Elli (die Brüder Georg und Heinrich starben, bevor sie sprechen konnten), also zu einer Zeit, in der er in der Volksschule eingeschult wurde. Mit Elli und der Geburt der anderen Schwestern (Valli 1890 und Ottila 1892) ist für Franz in der Kommunikation im Haushalt Hermann Kafkas das Deutsche eindeutig dominant geworden und wurde zur Sprache der engeren Familie ohne Dienstboten, auch wenn gerade in den Jahren um 1890 im Haushalt eine Reihe von Tschechinnen (Marie Nedvědová, Marie Zemanová, Anna Čuchalová) diente und auch wenn sich die Familie ein deutsches Kindermädchen Elvira Sterk, die in der Familie bis 1902 diente, erst wesentlich später leisten konnte (dazu mehr in NEKULA 2003b: 91-95, 269-273).

Vor diesem Hintergrund wundert es nicht, dass die Frage nach der Umgangssprache, die in der ersten Klasse der deutschen Volksschule gestellt wurde, von Kafka bzw. von dessen Eltern mit Deutsch und Böhmisches/Tschechisch beantwortet wurde. Kafkas Kenntnis der beiden Sprachen war zu dem Zeitpunkt, als er eingeschult wurde, etwa auf demselben Niveau, auch wenn sie bereits zu

diesem Zeitpunkt im Haushalt seiner Eltern unterschiedliche Stellung hatten (Tschechisch war – wenn auch nicht ausschließlich – die Sprache der Dienstboten). Es war aber kein nationales Bekenntnis, wie die sprachnational Bewussten die Wahl der Schule oder Angabe der Muttersprache zu deuten pflegten.

Der Schulbesuch, den Kafka 1889 an der Deutschen Volks- und Bürgerschule Prag I am Fleischmarkt aufnahm, unterstrich nur den Unterschied in der Wahrnehmung und Stellung und damit auch den Unterschied im Erwerb des Deutschen und Tschechischen, was auch durch die veränderte Sprachsituation zu Hause begleitet wurde. An der Volksschule, die Kafka besuchte, war Deutsch nicht nur die Unterrichtssprache, sondern in der 1. bis 4. Klasse auch das Hauptfach (aufgeteilt in vier verschiedene Unterrichtsfächer), während Tschechisch mit einem weitaus niedrigeren Stundendeputat erst ab der 3. Klasse unterrichtet wurde (NEKULA 2003b: 188-200). Keine Selbstverständlichkeit sind auch die deutschen Volksschulen mit Unterrichtsfach Tschechisch, während das Deutsche an tschechischen Volksschulen üblich war (vgl. BURGER 1995).

In den beiden Fächern gehörte Kafka zu den besten Schülern und im Fach Tschechisch übertraf er selbst Schüler, die Tschechisch als ihre ausschließliche Umgangssprache angegeben hatten. Eine solche Kenntnis des Tschechischen war bei den Deutschen in Böhmen keine Selbstverständlichkeit.

Am Gymnasium ist die institutionelle Asymmetrie in der Stellung des Deutschen und Tschechischen in den böhmischen Ländern sowie in Kafkas schulischem Alltag noch deutlicher (vgl. NEKULA 2003). Während das Tschechische am Gymnasium – gemessen an der Unterrichtssprache Deutsch – im besseren Falle ein fakultatives Fach mit einer geringeren Frequenz von Schularbeiten und einem niedrigeren Stundendeputat ist (an Kafkas Gymnasium 2 Stunden Tschechisch und 3-4 Stunden Deutsch in der Woche), ist Deutsch an tschechischen Gymnasien ein Abiturfach und ein de facto obligatorisches Fach mit einer hohen Frequenz der Schularbeiten und einem Stundendeputat, das höher ist, als das Stundendeputat für die Unterrichtssprache Tschechisch. Auch wenn einige Lehrwerke – wie Truhlářs kommentiertes Lesebuch der tschechischen Literatur – sowohl an deutschen als auch an tschechischen Gymnasien verwendet wurden, war das Niveau des Deutschunterrichts am tschechischen und des Tschechischunterrichts am deutschen Gymnasium nicht zu vergleichen. Trotzdem erweiterte Kafka gerade

hier, also in der 3. und 4. Klasse der Volksschule und in den 8 Jahren am Gymnasium (für ein halbes Jahr ausgesetzt zugunsten der Stenografie), seinen tschechischen Wortschatz und erlernte die geschriebene Form des Tschechischen, so dass er fähig war, die tschechische Orthographie – bis auf kleine Ausnahmen in der Diakritik – richtig zu verwenden. So war Kafka im Stande, in tschechischer gesprochener oder geschriebener Kommunikation entweder Standard (Kafka sprach vom „klassischen Tschechisch“) oder Nonstandard adäquat zu verwenden. Dies legen nicht nur Erinnerungen der Zeugen, sondern auch Kafkas Texte nahe.

Während des Studiums an der *Deutschen Universität* in Prag beschränkte sich aber Kafkas Kontakt mit dem Tschechischen auf informelle Situationen. Auch im Rahmen der *Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt* verwendete er das Tschechische vor 1918 eher am Rande. So ist nicht weiter überraschend, dass er trotz der Kontakte zu seinem einstigen Tschechisch-Lehrer am Gymnasium (an Max Brod, 6. Juli 1910; BROD/KAFKA 1989: 77) bei der Verwendung des „klassischen“ Tschechischen aus der Übung kam und dass er nach 1918, als Tschechisch – auch in der Versicherungs-Anstalt – zur dominanten Amtssprache geworden war, in der gesprochenen Sprache nach Standardformen „suchte“ (Kafkas Nichte und Hörzeugin Marianne Steiner spricht vom „Stottern“) und dass er in der geschriebenen Kommunikation unterschiedliche Ausweich- und Kompensationsstrategien wählte (Benutzung von Briefstellern, Übersetzungen bzw. Korrekturen mit Hilfe der Verwandten). Das Tschechische gehörte jedoch zu seinem Alltag bereits vor 1918, danach selbstverständlich umso mehr. Auf Tschechisch spricht er mit den Dienstboten und Angestellten im Haushalt und Geschäft seiner Eltern bzw. mit seinen Vermietern (Michls, Hniličkas) und Dienstmädchen (Schönborn Palais, Zürau) und auch außerhalb seiner Familie (NEKULA 2003b: 267-300). An Marie Wernerová und Růženka Wettenglová-Hejtná schreibt er gar auf Tschechisch. Auf Tschechisch spricht er auch mit seinen Verwandten, vor allem mit Josef David, an den er ebenfalls auf Tschechisch schreibt (NEKULA 2003b: 376f., 508, 520). So kommuniziert er auch mit den Arbeitern und Arbeiterinnen in der Asbestfabrik in Prag-Žižkov, die seine Familie betrieb, mit den Angestellten und Patienten in den Sanatorien, mit einem Teil der Angestellten in der Versicherungs-Anstalt sowie mit Beamten in staatlichen und Gemeindeinstitutionen sowie in der Arbeit. Auch hier lässt sich alles durch Kafkas eigene Texte belegen. Nach 1918 wuchs die Frequenz dieser Kontakte. Das trifft zu einem gewissen Grad auch für die tschechische Lektüre und den

Bekanntenkreis zu. So kommunizierte er auf Tschechisch nicht nur mit Milena Jesenská, die ihm Tschechisch schrieb, während er auf Deutsch antwortete, sondern in gewissen Situationen auch mit Max Brod, František Langer, vielleicht auch mit Fráňa Šrámek oder Rudolf Fuchs, den er bei der Übersetzung von Gedichten aus dem Deutschen ins Tschechische unterstützte. In der Freizeit (Schwimmen, Rudern, Gartenarbeit), bzw. in der Öffentlichkeit (Straße, Gastronomie, Redaktion der *Selbstwehr*) war er mit Tschechisch nicht nur konfrontiert, sondern er konnte darauf auch problemlos reagieren (NEKULA 2003b: 267-300). Er konnte in diesen Kontexten gehörte Sätze im Gedächtnis behalten und fehlerfrei notieren. Es lohnt dies hervorzuheben, da Jiddisch wenn überhaupt, dann nur im Umfang von isolierten Wörtern von Kafka zitiert wurde, wobei Kafka solche Wörter durch die Rechtschreibung in der Regel dem Deutschen anpasste.

Doch konnte Kafka trotz seines funktionalen, nach Domänen differenzierten Bilinguismus kaum ein tschechischer Schriftsteller werden, auch wenn er tschechische Literatur las und auch wenn er fähig war, Milenas Übersetzung aus dem Deutschen ins Tschechische zu verbessern. Es war ihm in der Tat unmöglich, „anders zu schreiben“, auch wenn es in dem einführenden Zitat eher um jüdische Idiome geht.

Dass er auch für das Deutsche im Grimmschen Wörterbuch nachschlagen musste, bedeutet nicht, dass ihm infolge der unzulänglichen Kompetenz unmöglich wäre, deutsch zu schreiben. Denn ein Schriftsteller sollte zumindest ab und zu nach einem Wörterbuch greifen, insbesondere ein Prager Schriftsteller, der in Leipzig und Berlin publiziert, wo die Vorstellung, die man (damals wie heute) vom Standard hat, eine andere ist als in Wien oder Prag.

Dieses Nachprüfen bedeutet aber nicht, dass Kafka eine atrofierte Kenntnis des Deutschen hätte, dass seine Kenntnis des Deutschen durch das sog. Prager Deutsch gekennzeichnet wäre oder dass er in Deutsch und Tschechisch nicht bilingual, sondern halbilingual wäre. Kafka ist keinesfalls „Cirkusreiter auf 2 Pferden“ des Deutschen und Jiddischen bzw. des Deutschen und Tschechischen (an Felice Bauer, 7. Oktober; KAFKA 2005: 250) der ständig durch einen Fall bedroht wäre, selbst wenn er dies im kulturellen Sinne so empfinden mag. Zumindest im Deutschen sitzt er sicher im Sattel. Kafka ist kein Jizchak Löwy, der zwischen dem Deutschen und Jiddischen „irrt“ (an Max Brod, 28. September 1917;

BROD/KAFKA 1989: 171) bzw. zwischen dem Deutschen und Tschechischen, um diesen Vergleich an Kafka anzupassen.

In einigen Fällen erscheint sein Deutsch als nicht stabilisiert, aber das ist für die Zeit, in der der Prozess der Stabilisierung des Deutschen beginnt, bezeichnend. Es ist auch nicht zu übersehen, dass seine amtlichen, privaten und literarischen Texte sprachliche Varianten enthalten, die für das Süddeutsche typisch sind. Doch auch diese Tatsache ist nicht weiter überraschend. Lexikalische und nicht lexikalische Austriazismen im amtlichen Verkehr sowie außerhalb desselben reflektieren die sprachliche und politische Situation dieser Zeit bzw. den Standard des Deutschen mit regionaler Geltung, der dabei war, sich auf dem Gebiet des Habsburgerreiches allmählich zu etablieren. Kafka korrigiert im Übrigen Formen, die auch auf ihn zu stark regional wirken (Indifferenz des Artikels, Abschwächung der Deklination, Kongruenz im Attribut) sowohl in amtlichen Texten als auch in Texten, die auf dem Weg zur Publikation in Leipzig oder Berlin waren. Die Auswertung der Frequenz dieser Formen sowie die Auswertung, inwieweit einige Formen (Plural *-ell/-eln*, Zusammensetzungen mit Fugenelement *-s/0*) angesichts des sich erst etablierenden Standards aus zeitgenössischer – nicht heutiger – Perspektive als hyperkorrekt einzustufen sind sowie auch weitere Detailanalysen, an denen im Rahmen des Regensburger Projektes *Sprache und Identität – Franz Kafka im mitteleuropäischen sprachlichen und kulturellen Kontext* Verena Bauer und Boris Blahak arbeiten, stehen noch aus. Aber unabhängig vom Resultat dieser Analysen kann man sagen, dass Kafka über seine Sprache sicher verfügte, dass er Standardformen in amtlichen und Substandardformen in privaten Briefen verwendete. Die angebliche Spracharmut, die sich auch in der Wiederholung von lexikalischen Einheiten artikuliert haben soll und die man aus der Isolation des Prager Idioms zu erklären versuchte, ist ein Teil der semantischen Geste Franz Kafkas (KUNDERA 2006: 46-52), nicht ein Zeichen seiner Inkompetenz, welche die Diagnose der „Unmöglichkeit, deutsch zu schreiben“ begründen könnte. Denn das deutsche Prag war bei Weitem nicht in sprachlicher und kultureller Isolation, sondern umgekehrt im Zentrum des kulturellen und sprachlichen Lebens und Geschehens. Und obwohl wir die Existenz einer deutschen Stadtsprache voraussetzen können, deren Status über den Dialekten deutscher Imigranten nach Prag stand und die durch den gesprochenen Standard in Wien beeinflusst war, existiert das sog. Prager Deutsch kaum als eine spezifische einheitliche und stabile Varietät. Das „Prager Deutsch“ lässt sich eher als ein loses Sammelsurium von

Varietäten charakterisieren, die durch unterschiedliche soziale und ethnische Gruppen verwendet wurden. Das gesprochene und geschriebene Standarddeutsch orientierte sich an Wien, das sprachlich und intellektuell eng mit Prag verbunden war, auch wenn Wien – selbst für das deutsche Prag – nicht allein prägend war. So war dem auch bei Kafka und seinen Freunden. So wird deutlich, dass Kafkas Deutsch nicht im Kontext der Sprachinselforschung als atrofierte Varietät, sondern eher im Kontext der Stadtsprachenforschung zu deuten ist.

4. Der Mono-, Bi- und Multilingualismus

Die oben erwähnten Schwankungen, regionalen Varianten und isolierten Sedimente des Jiddischen in Kafkas Deutsch erinnern uns an die Tatsache, dass weder die kollektive noch die individuelle Sprache unbeweglich monolithisch ist, dass das Switching zwischen den Varietäten und deren Mischung genauso zur alltäglichen Kommunikation und zur alltäglichen sozialen Realität gehört wie die Sprachmischung und das Switching zwischen den Sprachen. Die damals vorherrschende monoglossische nationale Ideologie, die im Böhmen des 19. Jahrhunderts die institutionelle Teilung der sozialen Realität und des öffentlichen Raumes auf der Grundlage der sprachlichen Kategorien zur Folge hatte (vgl. NEKULA/FLEISCHMANN/GREULE 2007), wollte davon nichts wissen und war daher nicht im Stande, diese sprachliche Variabilität und Mannigfaltigkeit sowie die dynamische Komplexität wahrzunehmen und zu würdigen. Und sie hat daran auch kein Interesse gehabt. Die bürgerliche Sprachkultur hat sich gegen das Dialektale gewandt und den Standard zum Bindeglied der Nation gemacht (vgl. LINKE 1996). Der sprachliche Nationalismus, mit dem Kafka etwa bei den Volkszählungen oder im Rahmen der *Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt* beim Versuch, die Versicherungsanstalt zu teilen, zu tun hatte und den er wiederholt reflektiert, arbeitet(e) mit „natürlichen“, organischen, ethnischen Modellen der Nationalsprachen und stellt alles unter das Diktat der monoglossischen Ideologie und des monoglossischen Diskurses. Im Böhmen um die Jahrhundertwende bedeutet dies, dass man entweder ein Tscheche oder ein Deutscher zu sein hatte, nichts dazwischen. Denn auf dieses vereinfachende nationalistisch monoglossische Muster wird im 19. und 20. Jahrhundert in der einen oder anderen Form jede – auch die komplizierteste – Biographie und Identität reduziert. Es wird gar zur ästhetischen Kategorie der nationalen Literatur und Kultur, wie es Kafka in seinem *Schema zur Charakteristik kleiner Literaturen* sehr wohl erkannte. Es wundert

nicht, dass es ihm unmöglich war, unter diesen Umständen *so deutsch* zu schreiben, auch wenn er *auf Deutsch* schrieb. Die Kunst, die sich nur dem Schönen verpflichtet fühlt, wie sie der Moderne vorschwebt, findet keine oder nur wenig öffentliche Aufträge. Der sprachliche und kulturelle Bilinguismus scheint in die so definierte Welt nicht zu passen, zumindest ist er kaum durch die sprachnationale Statistik erfassbar. Dessen Träger werden außerdem verdächtigt, dass sie nicht nur nicht hinreichend national bewusst und keine „wahren“ und „wahrhaftigen“ Repräsentanten des nationalen Organismus sind, sondern dass sie durch ihre angeblich defekte und kontaminierte Sprache die kreativen Kräfte der Nationalsprache und des nationalen Organismus gar verseuchen und schwächen, wie dies aus der zeitgenössischen Definition des Bi- bzw. Multilinguismus hervorgeht, die der Feder des schweizerischen sprachnational bewussten Pastors Eduard Blocher entstammt und die in der *Enzyklopädie des Wissens* aus dem Jahre 1910 erschien:

großer Aufwand von Zeit und Kraft auf Kosten anderer Arbeit, Schwächung des Sprachgefühls durch gegenseitige Beeinflussung der beiden Sprachen, Unsicherheit des Ausdrucks, Sprachmengerei, Armut des lebendigen Wortschatzes, Lockerung der geistigen Gemeinschaft mit den Einsprachigen, d.h. mit der Mehrheit der Volksgenossen.

Die Verabsolutierung der Kategorie der Nationalsprache, die im Kontext des Aufbaus eines Nationalstaates nicht nur zum politischen, sondern gar zum kategorischen Imperativ wurde, stellte auch die individuelle sprachliche Entwicklung in Frage.

Die böhmischen Juden, denen durch die von oben und außen eingeleitete Assimilation und durch die darauf folgende aufklärerisch geprägte Emanzipation die „eigene“ authentisch verwendete jüdische Sprache verloren ging, wurden in ihrer Identität dennoch nicht allein durch entweder die deutsche oder die tschechische Nationalsprache bestimmt. Sie waren – etwa auch in Folge ihrer Berufsorientierung sowie im Hinblick auf die durch den Antisemitismus des Öfteren erzwungene Migration oder Migrationsbereitschaft – sprachlich und kulturell offener und mobiler als die einheimischen, national orientierten Mittelschichten der Mehrheitsbevölkerung. Daraus erwächst ihnen – und so auch Franz Kafka (vgl. NEKULA 2006) – ein Problem, das für sie größer ist als für die anderen Bilingualen, die vor eine Option für eine der Sprachen gestellt wurden – das Problem der Identität, denn sie können sich mit dem sozialsymbolisch eingegengten Deutsch oder Tschechisch kaum ohne Weiteres identifizieren.

An anderer Stelle wurde gezeigt – unter Verweis auf Kafkas Briefe und Texte wie *Das Stadtwappen*, *Beim Bau der chinesischen Mauer*, *Das Schweigen der Sirenen* und andere (vgl. NEKULA 2003, 2006, 2007) –, dass Kafka – als Bewohner von Prag, als Besucher der beiden Nationaltheater, als Autor des *Schemas zur Charakteristik kleiner Literaturen* sowie als Beamter der *Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt*, der 1917 eine Teilung in zwei sprachlich definierte Anstalten drohte – den deutsch-tschechischen Sprachenkampf, der andere Konzepte und andere Ethnika von der politischen Bühne verdrängte, sehr aufmerksam beobachtete, bzw. dass Kafka den nationalen Diskurs sowie die Teilung des öffentlichen Raumes entlang der sprachlichen Grenze in Böhmen und in Prag und den Diskurs der sprachlichen und kulturellen Divergenz und Teilung ablehnte, indem er ihn mit dem Motiv des Babylonischen Turmes oder der Chinesischen Mauer verband. Er nutzte dafür auch andere Mittel wie in der Erzählung *Die Sorge des Hausvaters* (vgl. die Ablehnung der deutschen **oder** tschechischen Etymologie des Namens „Odradek“). Kafka wusste nämlich sehr wohl (und hier sei seine Metapher über den Zirkusreiter **auf** zwei Pferden genutzt), dass Juden „Zirkusreiter **zwischen** zwei Pferden“ sind – nicht etwa im Sinne der Kenntnis oder Unkenntnis des Standards der jeweiligen Sprache, sondern in einem anderen Sinne: sie gehörten in Böhmen weder der einen noch der anderen Sprachgemeinschaft voll an, während ihnen zu diesem Zeitpunkt die eigene Sprache, das „eigene Pferd“ fehlte, mit dem man eins werden und auf dem man nach vorne aufbrechen könnte wie der Indianer in der Erzählung *Wunsch, Indianer zu werden* (1912).

Kafkas Äußerungen über die eigene Sprache, v.a. über Deutsch und Tschechisch, sind daher nicht als Aussagen über eigene Sprachkenntnisse des Deutschen, Tschechischen oder Hebräischen, sondern als Ausdruck der Suche der eigenen – nicht nur der sprachlichen – Identität schon vor 1918 zu verstehen: etwa im Zusammenhang mit der Volkszählung im Jahre 1910, als Kafka sich im Unterschied zum Rest der Familie zum Deutschen als Umgangssprache bekannte, oder im Tagebuch der Reise nach Frankreich, wo er und Max Brod sich als Tschechen präsentierten, um den antideutschen Ressentiments zu entgehen.

Und während die deutschsprachige Minderheit in der neu gegründeten Tschechoslowakei ihre Stellung suchte und die jüdische, insbesondere die deutschjüdische Kommunität einer neuen Welle des Antisemitismus ausgesetzt war, begann Kafka, sich aus einem bilingualen Sprecher des Deutschen und

Tschechischen in einen multilingualen Sprecher des Deutschen, Tschechischen und Hebräischen zu verwandeln. Der Erwerb des Neuhebräischen bedeutet auch eine sprachliche Verschiebung von und mehr Distanz gegenüber der bipolar zugespitzten Welt des deutsch-tschechischen Sprachenkampfes und des Sprachnationalismus der Mittelschichten, die den öffentlichen Diskurs und die öffentlichen Institutionen dominierten und die Juden vor die Wahl stellten, zu assimilieren oder sich zumindest für eines der beiden sprachnationalen Lager – allerdings ohne Anspruch auf vollständige Akzeptanz – zu entscheiden, sich also einem die Juden ignorierenden und damit fremden Konzept von Welt zu unterwerfen, oder eben einen Gegenentwurf zu wagen. Die Hinwendung zum Hebräischen – wenn auch nicht zum Zionismus – ist jedenfalls ein solcher Gegenentwurf.

Nennt also Kafka sich selbst – ironisch oder halbironisch – als einen „Halbdeutschen“ (an Ottla, 20. Februar 1919; KAFKA 1974: 67) und seine Mutter als „nichtdeutsch“ (an Max Brod, ca. 6. Oktober 1917; BROD/KAFKA 1989: 178), geht es nicht darum, dass er oder sie das Deutsche nicht als ihre Muttersprache beherrschten. Eher geht es dabei um einen Verweis auf – auch sprachlich – alternative Wurzeln der eigenen Identität, zu denen Jiddisch und Hebräisch gehörten, und darum, dass das Deutsche für ihn nicht das spirituelle Blutband mit der Sprachgemeinschaft der „Monolingualen“ und mit der „Mehrheit der Volksgenossen“ darstellt, wie dies bei Blocher formuliert wird. Aus der zeitgenössischen Perspektive ist das Deutsche für Kafka und seine Verwandten ohne Zweifel keine durch die Blutverwandtschaft gegebene Muttersprache, sondern im besseren Falle eine Vater- oder Stiefvatersprache. Dies spiegelt sich auch in dem einführenden Zitat.

Die Antwort auf die Frage, ob er auf diesem Weg, den er nun bewusst betrat, zum Ziel kommen konnte, d.h. ob Hebräisch, das um 1917 als Zielvorstellung das Jiddische ablöste, nach einer gewissen Zeit – aus sprachstruktureller Sicht – doch mehr als eine Fremdsprache werden und wenigstens im Alltag „seiner Sprachlosigkeit“ ein Ende setzen könnte, bleibt – auch im Hinblick auf seinen frühen Tod – spekulativ. Hebräisch war jedenfalls die Sprache, nach der „seine Sehnsucht ging“, und die Sprache, die im Unterschied zum Jiddischen das Vakuum ohne eine eigene jüdische Sprache auch real füllen konnte. Hebräisch bildete die Alternative zur bipolaren Welt des deutsch-tschechischen

Sprachenkampfes und wies den Weg aus dem böhmischen Becken, das damals durch den Sprachnationalismus gespalten war.

Als Schriftsteller hätte er, selbst wenn das Unwahrscheinliche wahr würde und er auf Hebräisch schreiben könnte, die „Unmöglichkeit, zu schreiben“ kaum überwinden können, denn sie gehört für die Moderne zum Wesen des Schreibens. Durch seine „Unmöglichkeit, anders zu schreiben“, ist ihm dies bewusst geworden. Und so ist ihm auch das Schreiben möglich und das Nichtschreiben unmöglich geworden.

Quellen

22.-29. *Jahresbericht über das Deutsche Staats-Gymnasium mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für das Schuljahr...* Prag 1894-1901: K.u.k. Hofbuchdruckerei A. Haase [Selbstverlag].

Jahreskataloge von Kafkas Schulen in Archiv Hl. města Prahy.

Korrespondenz Hermanna und Julie Kafka untereinander und an die Familienmitglieder. Bodleian Library, University of Oxford, Western Manuscripts: Franz Kafka.

Die nicht nachgewiesenen Zitate stützen sich auf die Unterlagen der Kritischen Kafka-Ausgabe, die mir zum Zweck dieser Studien von Hans-Gerd Koch zur Verfügung gestellt wurden.

Literatur

BAUER, Verena (2006): Regionalismen in Franz Kafkas Deutsch (Amtliche Schriften, Tagebücher, Briefe). Ein Projektbericht. – In: *brücken* N.F. 14, 341-371.

BAUER, Verena (2007): „Schwimmen zwischen Sprachen“ – Franz Kafka und Prag. Sprachliche Variabilität im Kontext städtisch geprägter Identitätsangebote und institutioneller Zwänge. – In: Maria Katarzyna Lasatowicz, Andrea Rudolph (eds.), *Der städtische Raum als kulturelle Identitätsstruktur. Akten der VI. Internationalen Konferenz des Germansitischen Instituts der Universität Opole* (= SILESIA, Schlesien im europäischen Bezugsfeld. Quellen und Forschungen, Band 5). Berlin: trafo [im Druck].

BAUER, Verena (2008): Regionalismen in Franz Kafkas Deutsch - reflektiert

vor dem Hintergrund des städtischen Kontexts Prags. – In: Marek Nekula, Verena Bauer, Albrecht Greule (Hgg.), *Deutsch in multilingualen Stadtzentren Mittel- und Osteuropas. Um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert*. Wien: Praesens, 45-78.

BEN-TOVIM, Puah (1995): Ich war Kafkas Hebräischlehrerin. – In: Hans-Gerd Koch (Hg.), „*Als Kafka mir entgegen kam...*“ *Erinnerungen an Franz Kafka*. Berlin: Wagenbach, 165–167.

BERANEK, Franz J. (1970): *Atlas der sudetendeutschen Umgangssprache*. Bd. I (= Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte 5). Marburg: Elwert.

BERGMANN, Hugo (1995): Schulzeit und Studium. – In: Hans-Gerd Koch (Hg.), „*Als Kafka mir entgegen kam...*“ *Erinnerungen an Franz Kafka*. Berlin: Wagenbach, 13–24.

BINDER, Hertmut (1967): Kafkas Hebräischstudien. Ein biographisch-interpretatorischer Versuch. – In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 11, 527-556.

BIRNBAUM, Salomo A. (1988): *Grammatik der Jiddischen Sprache*. Hamburg: Buske.

BLAHAK, Boris (2008): Zum Erscheinungsbild von Franz Kafkas gesprochenem Deutsch. Die Autokorrekturen in den Manuskripten der literarischen Werke liefern Indizien für ‚austrophone‘ Mündlichkeit. – In: Marek Nekula, Verena Bauer, Albrecht Greule (Hgg.), *Deutsch in multilingualen Stadtzentren Mittel- und Osteuropas. Um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert*. Wien: Praesens, 79-98.

BLANK, Herbert (2004): *V Kafkově knihovně / In Kafkas Bibliothek*. Praha: Nakladatelství Franze Kafky.

BLOCHER, Eduard (1909): *Zweisprachigkeit. Vorteile und Nachteile*. Langensalze: Beyer.

BODENHEIMER, Alfred (2004): A Sign of Sickness and a Symbol of Health: Kafka's Hebrew Notebooks. – In: Mark. H. Gelber (ed.), *Kafka, Zionism, and Beyond*. Tübingen: Niemeyer.

BORN, Jürgen (1990): *Kafkas Bibliothek. Ein beschreibendes Verzeichnis*. Frankfurt/Main: Fischer.

BROD, Max (1963): *Franz Kafka. Eine Biographie*. Frankfurt/Main: Fischer.

BROD, Max/KAFKA, Franz (1989): *Eine Freundschaft. Briefwechsel*. Hrsg. v. Malcolm Pasley. Bd. 2. Frankfurt/Main: Fischer.

BURGER, Hannelore (1995): *Sprachenrecht und Sprachengerechtigkeit im österreichischen Unterrichtswesen 1867–1918*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

COHEN, Gary B. (1981): *The Politics of Ethnic Survival: Germans in Prague 1861-1914*. Princeton: Princeton UP.

ČERMÁK, Josef (1989): Pobyť Franze Kafky v Plané nad Lužnicí (léto 1922) [Franz Kafkas Aufenthalt in Planá]. – In: *Světová literatura* 34/1, 219-237.

ČERMÁK, Josef (1994): Franz Kafkas Sorgen mit der tschechischen Sprache. – In: Kurt Krolop, Hans Dieter Zimmermann (Hgg.), *Kafka und Prag*. Berlin, New York: de Gruyter, 59-66.

DEMETZ, Peter (2006): Spekulationen über Prager Jiddisch. – In: Ders., *Böhmen böhmisch. Essays*. Wien: Zsolnay, 9-27.

EGGERS, Eckhard (2002): Zur Rolle Regensburgs bei der Entstehung des Jiddischen. – In: Susanne Näbl (Hg.), *Regensburger Deutsch. Zwölfhundert Jahre Deutschsprachigkeit in Regensburg* (= Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Reihe B. Untersuchungen, 80). Frankfurt/M. u.a.: Lang, 127-137.

GELLHAUS, Axel (2000): „Das Schweigen der Sirenen“ – Poetische Sprachreflexion in der Prosa Franz Kafkas. – In: Ders., Horst Sitta (Hgg.), *Reflexionen über Sprache aus literatur- und sprachwissenschaftlicher Sicht*. Tübingen: Niemeyer, 13-39.

KAFKA, Franz (1974): *Briefe an Ottla und die Familie*. Hrsg. v. Hartmut Binder u. Klaus Wagenbach. Frankfurt/Main: Fischer.

KAFKA, Franz (1990): *Tagebücher*. 3 Bde. Hrsg. v. Hans-Gerd Koch, Michael Müller, Malcolm Pasley. Frankfurt/Main: Fischer.

KAFKA, Franz (1994/1): *Ein Landarzt und andere Drucke zu Lebzeiten*. Hrsg. v. Hans-Gerd Koch. Frankfurt/Main: Fischer.

KAFKA, Franz (1994/5): *Beschreibung eines Kampfes und andere Schriften aus dem Nachlaß*. Hrsg. v. Hans-Gerd Koch. Frankfurt/Main: Fischer.

KAFKA, Franz (1994/6): *Beim Bau der chinesischen Mauer und andere Schriften aus dem Nachlaß*. Hrsg. v. Hans-Gerd Koch. Frankfurt/Main: Fischer.

KAFKA, Franz (1994/7): *Zur Frage der Gesetze und andere Schriften aus dem Nachlaß*. Hrsg. v. Hans-Gerd Koch. Frankfurt/Main: Fischer.

KAFKA, Franz (1994/Rtg): *Reisetagebücher in der Fassung der Handschrift*. Hrsg. v. Hans-Gerd Koch. Frankfurt/Main: Fischer.

KAFKA, Franz (1998): *Briefe an Milena*. Erweiterte Neuauflage. Hrsg. v. Jürgen Born u. Michael Müller. Frankfurt/Main: Fischer.

KAFKA, Franz (1999, 2001, 2005): *Briefe*. Bd. 1-3. Hrsg. v. Hans-Gerd Koch. Frankfurt/Main: Fischer.

KAFKA, Franz (2007): *Dopisy přátelům a jiná korespondence* [Briefe an die Freunde und andere Korrespondenz]. Kommentar nach Hans-Gerd Koch, Übersetzung Věra Koubová, fachliche Revision Marek Nekula. Praha: Nakladatelství Franze Kafky.

KLEPSCH, Alfred (2004): *Westjiddisches Wörterbuch. Auf der Basis dialektologischer Erhebungen in Mittelfranken*. Tübingen: Niemeyer.

KOCH, Hans-Gerd (Hg.) (1995): „*Als Kafka mir entgegen kam...*“: *Erinnerungen an Franz Kafka*. Berlin: Wagenbach.

KROLOP, Kurt (1966): Hinweise auf eine verschollene Rundfrage: „Warum haben Sie Prag verlassen?“ – In: *Germanistica Pragensia* 4, 47-64.

KROLOP, Kurt (1968): Zu den Erinnerungen Anna Lichtensterns an Franz Kafka. Ke vzpomínám Anny Lichtensternové na Franze Kafku. – In: *Germanistica Pragensia* 5, 21-60.

KROLOP, Kurt (1992): Sprachprobleme bei der Lektüre des ‚Prozesses‘. – In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg* 41/1, 49-57.

KUNDERA, Milan (2006): *Kastrující stín svatého Garty* [Kastrierender Schatten des Heiligen Garta]. Brno: Atlantis.

LANGER, František (1963): *Byli a bylo* [Sie waren und es war]. Praha: Československý spisovatel.

LANGER, Jiří (1941/1995): Vzpomínka na Kafku [Erinnerung an Franz Kafka]. – In: Ders., *Studie, recenze, články, dopisy* [Studien, Rezensionen, Artikel, Briefe]. Praha: Sefer, 139-141. [Original auf Hebräisch in der Zeitschrift *Hege*, 23.2.1941, bzw. 27. ševat 5701.]

LINKE, Angelika (1996): *Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart, Weimar: Metzler.

LOCKWOOD, W.B. (1995): *Lehrbuch der modernen jiddischen Sprache*. Hamburg: Buske.

LÖTZSCH, Ronald (1992): *Jiddisches Wörterbuch*. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.

MAUTHNER, Fritz (1918): *Erinnerungen*. Bd. 1: *Prager Jugendjahre*. München: Müller.

MITCHELL, Rosamund/MYLES, Florence (2004): *Second Language Learning Theories*. London: Oxford UP.

NEKULA, Marek (2000): Franz Kafka und die tschechische Sprache. – In: Klaas-Hinrich Ehlers, Steffen Höhne, Václav Maidl, Marek Nekula (Hgg.), *Brücken nach Prag: Deutschsprachige Literatur im kulturellen Kontext der Donaumonarchie und der Tschechoslowakei*. Frankfurt/Main: Lang, 243-292.

NEKULA, Marek (2003a): *Franz Kafkas Sprachen. „...in einem Stockwerk des innern babylonischen Turmes ...“*. Tübingen: Niemeyer.

NEKULA, Marek (2003b): „...v jednom poschodí vnitřní babylonské věže...“ *Jazyky Franze Kafky*. Praha: Nakladatelství Franze Kafky.

NEKULA, Marek (2004): Kafkas Verwendung der deutschen Sprache. – In: *Kafka Katern* 12/ 4, 93-97.

NEKULA, Marek (2006): Franz Kafkas Sprachen und Identitäten. – In: Ders., Walter Koschmal (Hgg.), *Juden zwischen Deutschen und Tschechen. Sprachliche, literarische und kulturelle Identitäten*. München: Oldenbourg, 125-149.

NEKULA, Marek (2007a): The Divided City: Prague's Public Space and Franz Kafka's Readings of Prague. – In: Ders., Ingrid Fleischmann, Albrecht Greule (Hgg.), *Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit. Sprache und nationale Identität in öffentlichen Institutionen der böhmischen Länder*. Weimar, Köln: Böhlau, 85-106.

NEKULA, Marek (2007b): Jazyky Franze Kafky. Monolingvismus, bilingvismus nebo multilingvismus? – In: *Kafka a Čechy / Kafka und Böhmen*. Praha: Nakladatelství Franze Kafky, 67-95.

NEKULA, Marek (2008): Franz Kafka's Languages: Monolingualism, bilingualism, or multilingualism of a Prague Jew? – In: Marek Nekula, Verena

Bauer, Albrecht Greule (Hgg.), *Deutsch in multilingualen Stadtzentren Mittel- und Osteuropas. Um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert.* Wien: Praesens, 15-44.

NEKULA, Marek/FLEISCHMANN, Ingrid/GREULE, Albrecht (Hgg.): *Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit. Sprache und nationale Identität in öffentlichen Institutionen der böhmischen Länder.* Weimar, Köln: Böhlau.

NIETZSCHE, Friedrich (²1988): *Sämtliche Werke.* Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden. Hrsg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. München, Berlin, New York: dtv/de Gruyter.

NORTHEY, Anthony (1988): *Kafkas Mischpoche.* Berlin: Wagenbach.

ROBERTSON, Ritchie (1985): *Kafka, Judaism, Politics, and Literature.* Oxford: Clarendon Press.

ROMAINE, Suzanne (1995): *Bilingualism.* 2. Aufl. Oxford: Blackwell Publishers.

ROSTEN, Leo/Bush, Lawrence (2002): *Jiddisch: Eine kleine Enzyklopädie.* München: dtv.

SCHMIDT, Friedrich (2007): Sprache, Medien und Kritik. Kafkas Sprachskepsis im Kontext ihrer Zeit. – In: Marek Nekula, Ingrid Fleischmann, Albrecht Greule (Hgg.), *Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit. Sprache und nationale Identität in öffentlichen Institutionen der böhmischen Länder.* Weimar, Köln: Böhlau, 31-60.

SINGER, Miriam (1995): Hebräischstunden mit Kafka. – In: Hans-Gerd Koch (Hg.), „*Als Kafka mir entgegen kam...*“ *Erinnerungen an Franz Kafka.* Berlin: Wagenbach, 140-143.

THIEBERGER, Friedrich (1995): Kafka und die Thiebergers. – In: Hans-Gerd Koch (Hg.), „*Als Kafka mir entgegen kam...*“ *Erinnerungen an Franz Kafka.* Berlin: Wagenbach, 121–127.

WELTSCH, Felix (1995): Kafka als Freund. – In: Hans-Gerd Koch (Hg.), „*Als Kafka mir entgegen kam...*“ *Erinnerungen an Franz Kafka.* Berlin: Wagenbach, 71-73.

WETSCHEREK, Hugo (Hg.) (2003): *Kafkas letzter Freund. Der Nachlaß Robert Klopstock (1899-1972).* Mit kommentierter Erstveröffentlichung von 38 teils ungedruckten Briefen Franz Kafkas. Bearbeitet von Christopher Frey und Martin Peche. Wien: Inlibris.

Erschienen in: *brücken* N.F. 15, 2007, 99-130.

WOLF, Siegmund A. (²1993): *Jiddisches Wörterbuch. Wortschatz des deutschen Grundbestandes der jiddischen (=jüdisch-deutschen) Sprache mit Leseprobe*. Hamburg: Buske.